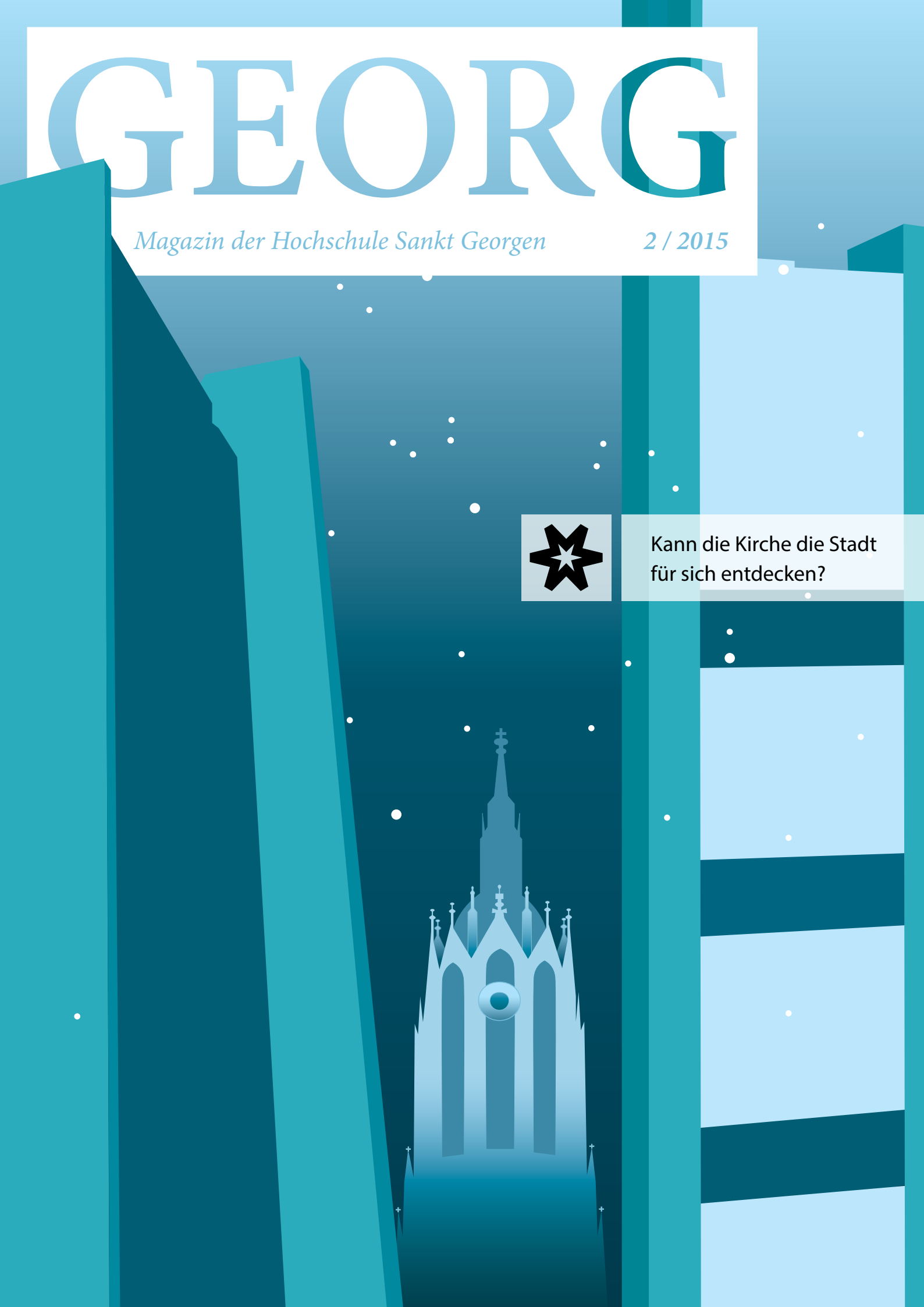
GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen

2 / 2015



Kann die Kirche die Stadt für sich entdecken?

Impressum

Impressum

GEORG
Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber
Rektor der Hochschule

Chefredakteur
Tobias Specker SJ

Redaktion
Fabian Bruns, Carolin Brusky, Stefan Herzberg, Prisca Patenge

Bildredaktion
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz
Claudia Gerhard, Isabella Henkenjohann

Beratung
Cornelia von Wrangel

Grafik Design
Cornelia Steinfeld
www.steinfeld-vk.de

Druck
Druckerei und Verlag Esser, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

ISSN 2195-3430

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.
Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Auflage 3.500
© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2015

Foto Christian Ender

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
man lässt die Kirche sprichwörtlich im Dorf. Diese Redewendung, die seit dem späten Mittelalter im deutschen Sprachraum nachgewiesen ist, zeigt die feste Verwurzelung der Kirche im dörflichen Leben. Die Kirche in der Stadt zu lassen, fällt schon schwerer. Nun sei nicht in Abrede gestellt, dass sich auch viele Städte wie Freiburg, Straßburg oder Ulm ganz um eine Kirche herum anordnen. Und zweifellos, man frage die Kölner, kann ein Sakralbau auch für religiös sehr unterschiedlich Begabte eine hohe identifikatorische Bedeutung haben. Doch in den meisten stilisierten Stadtsilhouetten, die sich zur Zeit einer hohen Beliebtheit auf T-Shirts und Tassen erfreuen, fügt sich die Stadt-Kirche in das Ensemble anderer Wahrzeichen – Fernsehtürme, Hochhäuser, Brücken und Musicalhallen – ein. Ohne diese Beobachtung zu stark zu strapazieren, wird doch spürbar, dass die Stadt für die Kirche immer auch mit einer gewissen Demütigung verbunden ist: In der Stadt bildet die Kirche nicht unbestritten den Mittelpunkt. Sie muss sich einordnen, sie wird relativ, ja, mitunter droht sie zu verschwinden. Zugleich ist die Stadt Geburtsort des Christentums, Hoffnungszeichen der versöhnten Welt und auch diesseitige Chance für vielfältige Beziehungen. Der vorliegende GEORG nimmt auf verschiedene Weisen das Thema der Stadt in den Blick: Direkt thematisieren es die Artikel des evangelischen Stadtdekans Achim Knecht und der neuen Juniorprofessorin für Moraltheologie, Edeltraud Koller, sowie die „Worte zur Zeit“ des Kollegsrektors P. Heinrich Watzka SJ. Indirekt jedoch eröffnen andere Artikel ein ganzes Feld von Metaphern rund um die Stadt: Die Worte „Herberge“, „Heimat“ und „Fuß-fassen“ greifen auf, dass das Leben in der Stadt immer zwischen regionaler Vertrautheit, bedrohlicher Unbehaustheit und der Verheißung des Neuanfangs changiert.

Keinen Neuanfang, aber ein neues Gesicht bietet auch dieses Editorial. Nach meinem ersten Jahr auf dem neugegründeten Stiftungslehrstuhl „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ freue ich mich, den GEORG fortan als Chefredakteur begleiten und mitgestalten zu können. In meinen Augen nimmt der GEORG einen Anspruch auf, den das Leben an der Hochschule Sankt Georgen stellt, und baut ihn weiter aus: Es ist der Anspruch, in sprachlich vielfältigen Formen zu reflektieren. Man kann es durchaus als ein Kennzeichen Sankt Georgens verstehen, dass neben der Vorlesung und dem Seminar auch andere Formen des sprachlichen Ausdrucks gepflegt werden: In den Sinn kommt sofort die anspruchsvolle Predigt, der nur böse Zungen unberechtigterweise nachsagen, sie sei eine Vorlesung ohne Rückfragemöglichkeit. Zu der Predigt treten andere Arten geistlicher Texte hinzu, und die Thomasakademie ergänzt die eigenständige Gattung der akademischen Festrede. Der GEORG soll darüber hinaus auch das Essay, das Interview und gelegentlich auch etwas ungewöhnliche literarische Formen pflegen – und sie zudem mit einem ansprechenden Bildprogramm verbinden.

So wünsche ich Ihnen, dass Sie in den bald vorweihnachtlichen Städten mit den Ideen aus diesem GEORG Neues entdecken und hoffe auf eine anregende Lektüre.

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

12 **Titelstory**

Achim Knecht

Die Stadt entdecken

18 **Aus dem Priesterseminar**

22 **Worte zur Zeit**

Heinrich Watzka SJ

Gott in der Stadt

48 **Vorgestellt**

Carolin Brusky
Cornelia von Wrangel

Der Nachrichtenjunkie
Pater Julian Halbeisen SJ

Editorial

03

06 **Scientia – Philosophie**

Karen Joisten

Auf dem Weg zur Heimat.
Weiter. Immer weiter

43 **Aus dem Jesuitenorden**

Christian Herwartz SJ

Vierzig Jahre nach dem
Studium in Sankt Georgen

9 **Stimmen aus Sankt Georgen**

Borislava Borisova
Anette Schweikart-Paul
Jorit Gøbel
Ariel Grassini

40 **Alumni berichten**

Ein Interview mit
F.A.Z. Redakteur Daniel Deckers

„Ich habe noch die Glocken
meiner Heimatpfarrei im Ohr“

Impressum

02

32 **Scientia – Theologie**

Edeltraud Koller

Städte – Orte der
Gegenwart Gottes

30 **Aus den Instituten**

24 **Fragen über Fragen**

an Tim Döring

25 **Das besondere Buch**

Alexander Toepel

Das Protevangelium des
Jakobus zwischen Tradition
und Legende

Geschafft!

54

36 **Pietas**

Knut Wenzel

Eine Herberge geben

46 **Aus der Hochschule**

51 **Nachgedacht**

Helmut Föller

Wer ist der bewaffnete Mann?
Mass for Peace in Sankt Georgen

28 **Centerfold**

Auf dem Weg zur Heimat. Weiter. Immer weiter

Scientia – Philosophie

KAREN JOISTEN
Professorin für Philosophie an der Universität Kassel

Heimat ist kein Begriff, der sich eindeutig bestimmen und definieren lässt. Denn Heimat ist ein Phänomen: schillernd und sperrig, komplex und in sich widersprüchlich.

Dies zeigt bereits ein kurzer Blick in die Geschichte. Hier hat man Heimat bisweilen ins Abseits gedrängt, verhöhnt, verlacht oder einfach vergessen. Hier hat man Heimat bisweilen ins gleißende Rampenlicht gerückt und schonungslos missbraucht.

Im alltäglichen Verständnis ist Heimat vor allem der Ort, an dem man geboren wurde und seine Kindheit verbracht hat. Ja, es ist der Ort, in den man buchstäblich ‚hineinversetzt' wurde und an dem man Geborgenheit und Sicherheit erlebt hat.

Legt man Heimat allerdings ausschließlich auf den Geburtsort und die Kindheit fest, gerät man in Gefahr, Heimat auf das ‚kleine Glück' zu reduzieren. Heimat wird dann der ach so schöne, beschaulich-überschaubare Ort, den man (mit allen Mitteln?) bewahren will – trotz der Wirklichkeit, die an ihm zerrt und zieht.

Um dieser vereinseitigenden Festlegung zu entgehen, ist ein zweites Moment notwendig, das im Begriff der Heimat mitschwingt: die Sehnsucht beziehungsweise das Heimweh. Sehnsucht entsteht zumeist in der Fremde. Den Menschen zieht es dann mit allen Fasern seines Seins an den Ort mit den Menschen zurück, dem er sich voll und ganz verbunden fühlt. Aber sie kann auch in der Heimat auftreten. Der Mensch ist dann im Hier und Jetzt seiner Heimat nicht völlig zufrieden, möchte lieber an einem anderen Ort sein – und doch auch wieder nicht. Und so ist die Sehnsucht eine Chance. Sie treibt den Menschen dazu an, Heimat nicht auf das festzulegen, was bereits ist, sondern macht ihn unruhig und beweglich für das, was werden kann.

Dadurch treten zwei weitere Momente zum Vorschein: das der Verbundenheit und das der Fremde. Denn Heimat meint zunächst stets auch die tiefe Bindung eines Menschen an seine Nahsphäre. Der Mensch fühlt sich dadurch nicht für alles und jedermann verantwortlich – und dadurch letztlich für niemanden und nichts. Vielmehr wird der Nachbar von nebenan sichtbar, und so werden es buchstäblich auch die konkreten Zustände vor Ort, von denen aus man schrittweise Verantwortung für ständig sich erweiternde Zusammenhänge übernehmen kann.

Isoliert man allerdings das Moment der Verbundenheit, ohne es mit dem der Fremde und der Fremdheit in ein Spannungsverhältnis zu bringen, verkommt Heimat rasch zu einer ausgrenzenden und eingrenzenden Kleingeistidylle. Heimat, die den Stachel des Fremden in sich birgt, bewahrt dagegen stets auch eine Offenheit für das Neue und das Anderssein, das Mögliche und das Machbare, wodurch sie niemals feststeht, sondern permanent vollzogen wird.

Der Mensch als Heim-weg

Heimat zeigt sich auf diesem Hintergrund als eine Einheit-in-Mannigfaltigkeit divergierender Momente. Denn Heimat ist wesentlich der dynamische Prozess des Aushaltens und Austragens von Differenzen, Spannungen und Gegensätzen. Dieser Prozess des Beheimatens braucht die Differenz, die andere Seite, den Gegensatz, kurz: irgendeine der vielen Arten des Fremden, um wachsen, vorankommen und sich vertiefen zu können. Wo dieses Fremde fehlt, legt man Heimat endgültig auf etwas fest. Sie stirbt ab und wird zur letzten Stätte des Bekannten, Allzubekannten.

Versucht man dieses Heimatverständnis philosophisch zu begründen, kann man die Frage nach der

Foto Elke Teuber-S.

Grundverfasstheit des Menschen stellen. Man kann also auf einer Grundlegungsebene danach fragen: Wie ist das Menschliche des Menschen zu fassen, sein (nicht als essentialistisch zu verstehendes) Wesen? Mein Vorschlag zur Deutung des Menschen lautet: Der Mensch ist ein heimatliches Wesen, terminologisch gesagt: Der Mensch ist Heim-weg.

In dieser Wendung findet die Doppelseitigkeit des Menschen ihren Ausdruck. So steht der Mensch einerseits als Heim- nicht neutral oder objektiv der Welt gegenüber, hat er doch in sich bereits die Vorzeichnung für ein Heimischsein und ein Wohnen. Das meint, dass der Mensch in sich bereits Spuren vorfindet, mit deren Hilfe er tiefere Bindungen zum Raum, zur Zeit und zum Mitmenschen eingehen kann. Dies lässt sich in den Grundphänomenen der Geborgenheit (zum Raum), der Ruhe (zur Zeit) und dem Vertrauen (zum Mitmenschen) aufweisen, in denen der Mensch jeweils seinen mühsamen und konfliktreichen Weg hin zu einem Wohnen zu beschreiten vermag.

Andererseits ist der Mensch als -weg stets auch ein Unterwegssein. Allerdings zielt diese Wesensbestimmung nicht aufs gemächliche Flanieren, Joggen oder auch Rennen. Vielmehr meint sie die strukturelle Unsicherheit des Menschen, sein permanentes Entscheiden- und Wählenmüssen, sogar sein Freisein. Denn mit der Geburt beginnt für den Menschen die Zeitlichkeit und damit der Prozess des Werdens und der Veränderung. Nichts ist von wirklicher Dauer, kein Zustand kann ewig festgehalten werden. So ist der Mensch heute nicht mehr derjenige, der er gestern war, morgen nicht mehr der von heute. Er ist eben weghaft, stets in Differenz zu sich und allem, was ist. Ja, er ist selbst das sich verändernde Unterwegs, das frei seine Bindungen entlang der im Heim liegenden Spuren eingehen kann.

Wohnen und Gehen

Sieht man beide Seiten in ihrem inneren Zusammenhang, zeigt sich: Der Mensch ist als das Zugleich von Wohnen und Gehen zwischen diese beiden Seiten ausgespannt. Lebenslang pendelt er zwischen diesen hin und her. Lebenslang bindet er sich und richtet sich aus. Lebenslang kann er sich dabei vertiefen und sich verheimen.

Heimat steht daher nicht fest, sondern wird in permanenten Suchbewegungen hervorgebracht. Mit seiner Gebundenheit im Gepäck schreitet der Mensch in Eroberungsbewegungen auf sie hin aus, und eignet sie sich dergestalt stets von Neuem wieder an. Heimat ist aus dieser Sicht ein dynamisches Sinngefüge, im Eigenen stets auch fremd, in seinen Grenzen stets auch entgrenzend. In dieses Sinngefüge ist der Mensch eingebunden und an dieses bindet er sich auch wieder an, wenn er es eigentätig in der Aneignung zu verwirklichen versucht.

Natürlich lässt sich dieses Heimatverständnis nicht beweisen. Natürlich lässt es sich nicht ableiten. Aber die Suche von Heimat kann von hierher auch als eine denkerische Suchbewegung vollzogen werden, die verantwortet werden muss. Dann nämlich, wenn Heimat ideologiefrei sein soll, undogmatisch, sinnvoll und den Anforderungen des 21. Jahrhunderts gewachsen.

„Fuß fassen“

BORISLAVA BORISOVA
Sozialberaterin für die Flüchtlinge in Sankt Georgen

Mag nun Frankfurt

Stimmen aus Sankt Georgen

„Dieser Weg wird kein leichter sein, dieser Weg wird steinig und schwer. Nicht mit vielen wirst du dir einig sein, doch dieses Leben bietet so viel mehr...“, singt Xavier Naidoo.

Januar 2001. Drei Tage vor der Abreise teilte ich meiner Familie und meinen Freunden mit, dass ich mein Glück in Deutschland suchen werde. Ich wollte als Au Pair arbeiten. Wie ich es schon vermutet hatte, waren alle von meiner Entscheidung geschockt, es flossen reichlich Tränen, und sie versuchten meine Entscheidung zu ändern.

Nach einer langen und anstrengenden Busreise kam ich in Frankfurt am Main an. Obwohl müde und auch traurig, war ich sehr aufgeregt und neugierig, meine neue Gastfamilie inklusive ihrer Kinder kennenzulernen.

Alle Passagiere stiegen aus dem Bus aus, auf sie wurde gewartet, nur für mich stand niemand an der verabredeten Stelle. Mit 21 Jahren stand ich in einem fremden Land, mit einigen Koffern, und wartete, dass mich jemand abholte. Ich wartete eine Stunde in der Kälte, niemand kam. Ich versuchte, meine Gastfamilie zu erreichen, leider vergebens, es ging immer nur die Mailbox dran. Nach sechs langen Stunden in der Kälte erreichte ich endlich die Gastmutter am Telefon. Sie hatte vergessen, dass ich an jenem Tag ankommen sollte. Mein größter Wunsch war damals, die deutsche Sprache, deutsche Kultur und Bräuche kennenzulernen. Zu meiner Überraschung erfuhr ich bei der Ankunft, dass die Gastfamilie eine italienische Herkunft hatte. Kurz danach bin ich mit ihnen schon nach Italien gereist. Ein Jahr lang pendelte ich zwischen Italien und Deutschland. Am Ende des Au- Pair-Jahres sollte ich eine wichtige Entscheidung treffen. Wohin soll es gehen? Zurück in die Heimat, zurück nach Italien mit der Familie, für die ich tätig war, oder studieren in Deutschland?

«No risk, no fun!» Ich habe die Herausforderung angenommen und bin alleine in Deutschland geblieben. Ohne Familie, ohne Freunde, ohne Geld. Gefühle wie Heimweh, Angst und Einsamkeit und Schwierigkeiten wie eine Fremdsprache zu lernen, Wohnungs- und Arbeitssuche, Arbeitserlaubnis, sind mir mehr als bekannt. Aufgeben konnte ich allerdings nicht. Aufzugeben ist zu leicht.

Heute bin ich froh, dass ich in dieser tollen sozialen Stadt Frankfurt (die ich damals in Bulgarien nur im Musiksender MTV sehen konnte) Fuß fassen konnte und mich hier Zuhause fühle.

Seit fünf Jahren bin ich als Sozialarbeiterin tätig. Als unser Team gefragt wurde, wer bereit wäre, das Gästehaus in Sankt Georgen zu betreuen, habe ich mich sofort gemeldet. Seit Mitte Juli betreut die Caritas in Zusammenarbeit mit Mitarbeitern von der theologischen Hochschule und zahlreichen engagierten Ehrenamtlichen dieses Haus, in dem Flüchtlinge untergebracht sind. Die Atmosphäre dort ist harmonisch und idyllisch. Die Bewohner(-innen) unterstützen sich gegenseitig und fühlen sich gut aufgenommen.

Meine Berufung ist es, Menschen in Not zu unterstützen, unabhängig davon, was für eine Herkunft, Hautfarbe oder Religion diese haben. Als Sozialarbeiterin möchte ich, Kindern und Erwachsenen aus unterschiedlichen Lebenswelten und Milieus helfen, ihren Platz in der deutschen Gesellschaft zu finden und gemeinsam mit ihnen Lösungswege zu erarbeiten und umzusetzen.

„Und was wir alleine nicht schaffen, das schaffen wir dann zusammen. Nur wir müssen geduldig sein, dann dauert es nicht mehr lang...“, singt Xavier Naidoo.

Stimmen aus Sankt Georgen

Vermisst Schmalzkuchen

JORIT GØBEL
Magisterstudium Theologie

Als ich für das Studium in Sankt Georgen von Bremen nach Frankfurt zog, dachte ich nicht, dass der Wechsel von Stadt und Bundesland mein Leben groß verändern würde. Sicher, jetzt hieß es Handkäs' statt Labskaus, Grüne Sauce statt Grünkohl, doch abgesehen von Dialekt und Küche – so meinte ich – würden sich die beiden Wohnorte nicht allzu sehr unterscheiden.

Und zu Beginn war dem auch so: Ich fand Freunde, gewöhnte mich ein, lernte die Stadt, ihre Bewohner und deren Eigenheiten kennen. Auch wenn ich zu den wenigen Seminaristen gehörte, die ihre Wochenenden nicht bei der Familie verbrachten, sondern in einem Priesterseminar blieb, das von Freitagnachmittag bis Sonntagabend wie ausgestorben erschien, war Heimweh für mich zunächst fremd.

Dies änderte sich, als ich herausfand, dass es in Frankfurt auf dem Weihnachtsmarkt keine Schmalzkuchen gibt. Schmalzkuchen – ein kleines Fettgebäck, das ebenso köstlich wie ungesund ist und in Norddeutschland in großen Tüten, mit viel zu viel Puderzucker bestreut, im Advent überall zu haben ist – fehlten mir auf einmal so sehr, dass sich Weihnachtsstimmung bei mir überhaupt nicht einstellen wollte.

Ich bekämpfte dieses Heimweh mit langen Telefonaten mit meinen Eltern, viel schwarzem Tee und plattdeutschen Seemannsliedern. Und natürlich damit, sich mit anderen Exilsnorddeutschen zusammenzusetzen, mit denen ich Kultur und Schicksal teile.

Auch wenn ich bereits recht lange in Frankfurt lebe, gibt es immer noch Gelegenheiten, bei denen die Sehnsucht nach der Heimatstadt wieder hochkocht: Worte, Gerüche, Situationen oder einfach der Appetit auf Schmalzkuchen lassen mich die nächsten Semesterferien herbeisehnen, wenn ich wieder nach Hause fahren kann.

Das hat nichts damit zu tun, wie freundlich man mir hier begegnet, auch nicht, ob ich Frankfurt als Stadt mag, geschweige denn ist es ein Statement zu meinem Integrationswillen, es ist nicht böse gemeint, als ob es mir in Sankt Georgen nicht gefiele - es ist einfach ein Gefühl.

ARIEL GRASSINI SJ
Promotionsstudent aus Argentinien

„Fußfassen" hat in meiner Muttersprache – Spanisch – keine direkte Übersetzung. Um dieses Wort zu übersetzen, muss man auf einen Ausdruck, auf ein sehr geläufiges Sprichwort im Spanischen zurückgreifen: „hacer pie". Die erste Bedeutung verweist auf die Fähigkeit, mit den Füßen den Grund des Flusses berühren zu können und gegenüber der Wasseroberfläche Stabilität zu gewinnen. Anders gesagt, „hacer pie" bedeutet: Verhindern zu ertrinken. Analog wird der

Lernte das Schwarze Brett lesen

Ausdruck auch in solchen Situationen benutzt, in denen sich jemand einer Schwierigkeit gegenübersieht und irgendetwas tun muss, um nicht „unterzugehen".

Der Wechsel in ein anderes Land, um das Schreiben einer Doktorarbeit zu beginnen, hat mich abtauchen lassen in einen anderen Lebenskontext, in dem ich notwendigerweise Orte finden musste, die mir Halt geben, um „Fuß zu fassen".

Natürlich gab es äußere Stützpunkte, wo ich Fuß fassen musste, um nicht zu „ertrinken": Die Sprache lernen, eine Gruppe von Kameraden aufbauen, um Leid zu teilen, lernen, das deutsche Essen zu genießen, auf das schwarze Brett schauen, um zu verstehen, was um mich herum vorgeht, ein gutes Thema für die Doktorarbeit finden und einen Doktorvater, mit dem ich gut reden kann.

Dies alles ist wichtig. Aber der persönlichste Stützpunkt, von dem aus ich versuche Fuß zu fassen, ist die Überzeugung, dass die Anstrengung von heute in der Zukunft ein wichtiges Werkzeug für die Mission sein wird: Das Wissen über die Wahrheiten unseres Glaubens zu vertiefen, mit dem Ziel, es in den Dienst der Kirche zu stellen, erfüllt mich mit Hoffnung und Motivation.

Das Fußfassen in der anvertrauten Mission wird immer eine Art und Weise sein, nicht nur nicht unterzugehen in den Versuchen, sondern mit Sicherheit navigieren zu können in den stürmischen Wassern des Lebens.

Kennt ihre Studenten

Fotos Christian Trenk

ANETTE SCHWEIKART-PAUL
Studentensekretärin in Sankt Georgen

Zweimal im Jahr Immatrikulationszeit – und die bei mir immer wieder kehrende Erinnerungsmail „Semestereinführungstage vorbereiten": Es kommen neue Studenten.

Für sie ist der Übergang von der Schule zur Universität häufig geprägt von neuen Eindrücken, die erstaunen und verwirren können. Das behütete Zuhause verlassend, Freunde und Familie zurücklassend, ist das Ankommen in einer Großstadt verwirrend, es ist alles neu und unbekannt. Dies spiegelt sich natürlich auch in den Immatrikulationsgesprächen wieder. Der eine kommt frisch, fromm, forsch die Tür herein, der andere eher verhalten, schüchtern, abtastend. Der eine ist schon gut informiert, der andere hat noch keinen Plan. Nicht nur die Aufgaben an der Hochschule scheinen oftmals im ersten Moment schwierig, auch der Alltag kann sich plötzlich völlig anders gestalten und muss bewältigt werden. Damit der große Schritt in die Selbstständigkeit nicht überfordert, geben wir Tipps und Hilfen zu allen Themen am Einführungstag, aber selbstverständlich auch danach.

Die Fragezeichen aus den Köpfen zu wischen, ist das Ziel. Den Stundenplan selbst auszuarbeiten, ist für viele ein kleiner Schock, war man doch gewöhnt, alles vorgesetzt zu bekommen. Ich versuche dann, nicht gleich mit der Anzahl der Prüfungen ins Haus zu fallen, gehe auf die Bedenken ein und empfehle immer, offen auf Kommilitonen zuzugehen. Die meisten stellen fest, dass es den anderen nicht besser geht.

Die Stadt entdecken

Titelstory

ACHIM KNECHT
Evangelischer Stadtdekan in Frankfurt

Der Frankfurter Römerberg – an fast jedem Tag sind auf ihm Hunderte, wenn nicht Tausende Menschen aus aller Welt unterwegs. Sie lassen die mittelalterlich erscheinende Kulisse auf sich wirken. Sie stellen sich vor den Gerechtigkeitsbrunnen und lassen sich mit dem Römer im Hintergrund fotografieren. Sie genießen den Blick auf die Skyline vom Eisernen Steg aus. Sie besuchen das Goethehaus, schlendern durchs Bahnhofsviertel oder kehren in einer der traditionellen Apfelweinwirtschaften ein.

Sie entdecken diese Stadt, in dem sie ihre Atmosphäre spüren, den Klang der Stadt wahrnehmen und ihre Gerüche, die Weite oder Enge des städtischen Raumes auf sich wirken lassen und einen Eindruck von den unterschiedlichen fremden Menschen in sich aufnehmen.

Mit dem Begriff „Atmosphäre“ hat Gernot Böhme eine Kategorie in die philosophische Diskussion eingeführt, mit der sich auch die Wirkung einer Stadt gut beschreiben lässt. Es geht ihm dabei um das Ganze einer Wahrnehmungssituation, in der sich eine Person befindet, die sie beeindruckt und ein besonderes Gefühl erleben lässt. Die Atmosphäre einer Stadt ist der Hintergrund, aus dem heraus sich ihre Sehenswürdigkeiten zeigen und vor dem sich ihre Besonderheiten entdecken lassen. Die Atmosphäre einer Stadt versetzt den Touristen, der diese Stadt entdecken will, in eine besondere Stimmung. Das Bild, das er zum Andenken macht und das ihn in der Stadt zeigt, soll an die besondere Befindlichkeit erinnern, die er dort erlebt hat.

Das Erleben der Atmosphäre einer Stadt ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Stadt mehr ist als die Summe ihrer Gebäude und der Menschen, die sich in ihr befinden. Die Stadt entdecken bedeutet, sich in einen eigenen Kosmos hinein zu begeben, der eine besondere Qualität des Zusammenlebens darstellt. Diese zeichnet sich aus durch eine Verdichtung von Gebäuden und Bevölkerung. Das macht die Stadt zu einem Ort der Differenz. Sie unterscheidet sich von dem ländlichen Raum und dem darin herrschenden Lebensgefühl und ist in sich geprägt von Gegensätzen,

Fotomontage Sigurd Schaper

die auf dem engen Raum einer Stadt umso deutlicher hervortreten. Unterschiedliche Kulturen, Milieus, ästhetische Präferenzen, einander widersprechende Lebensauffassungen, das unmittelbare zeitliche und räumliche Nebeneinander von Reichtum und Armut, von Zerstreuung und Konzentration, von Arbeit und Freizeit, von einheimisch und fremd prägen die Stadt. In der Verdichtung des Lebens wird der städtische Kosmos zu einem Symbol.

Experimentierbühne für das Leben

„Stadtluft macht frei" – sprichwörtlich steht die Stadt für den Freiraum, den sie ihren Bewohnerinnen und Bewohnern aufgrund des Nebeneinanders unterschiedlichster Lebenskonzepte und -situationen gewährt. Die moderne Stadt steht für Individualität, also für die Möglichkeit eines selbstbestimmten Lebens. Sie steht für die Säkularität, denn wie eine Experimentierbühne des Lebens symbolisiert sie Veränderung, auch der religiösen Traditionen. Sie verspricht eine Steigerung des Lebens durch die besonderen Erlebnisse, die sie bietet. Das macht die Stadt attraktiv. Die Stadt ist ein Symbol für eine besondere Lebensqualität.

Die oft beklagte Anonymität und Hektik der Großstadt, in der Menschen verloren gehen können, und die Irritation über das Fremde sind die Kehrseite dieser städtischen Freiheit. Von daher ist höchst ambivalent, was es in der Stadt zu ergründen gibt.

Diese Ambivalenz in der Wahrnehmung der Stadt kennzeichnet auch das Bild, das die Bibel von ihr zeichnet. Im ersten Buch der Bibel, in Genesis 4, wird die Gründung der Stadt mit dem Gewalttäter Kain in Verbindung gebracht. Der Verfall der Sitten und der Moral in ihren Mauern führt in Genesis 19 geradewegs zum Untergang der Städte Sodom und Gomorra, in denen nicht einmal zehn Gerechte zu finden waren. Der Prophet Jona soll der großen Stadt Ninive Gottes Wort predigen und sie zur Umkehr rufen – aber er nimmt sofort Reißaus und versucht so weit als möglich von der großen bösen Stadt weg zu kommen. Nur durch ein Wunder kann ihn Gott schließlich doch dazu bewegen, sich in den scheinbar widergöttlichen Kosmos der Stadt hinein zu bewegen. Das Gegenbild dazu erscheint im letzten Buch der Bibel, in der Offenbarung des Johannes. Im 21. Kapitel dieses Buches beschreibt der Seher Johannes die neue Welt Gottes als himmlische Stadt. Er hat dabei auch die widergöttliche Stadt, die er „Babylon" nennt, vor Augen. Aber es ist eine Stadt, das neue Jerusalem, in der Gott zu den Menschen kommt. Er selbst wird in ihr wohnen, und die Menschen dort, in der Stadt, werden sein Volk sein. Das Ziel der Geschichte Gottes mit den Menschen – es ist nicht die Rückkehr in den Garten des Paradieses wie am Anfang, sondern es ist das Wohnen in einer Stadt. Durch die Ströme lebendigen Wassers, die von ihr ausgehen, trägt sie allerdings auch paradiesische Züge.

Die Stadt entdecken – hoch drei

Diese Verheißung ist ein Impuls, als Kirche die Stadt nicht abzuschreiben, sondern neu zu entdecken. Es gilt, sich wie Jona in die Stadt hinein zu begeben, aber im Unterschied zu ihm, mit einem göttlichen Wirken in ihr zu rechnen. Sicher wird die Atmosphäre der Stadt auch die Kirche in ihr verändern. Sie wird eine andere Befindlichkeit annehmen, wenn sie nicht gerade mit Scheuklappen in der Stadt unterwegs ist. Aber sie wird auch jenseits der Kirchenmauern Jesus Christus aufspüren.

Die kirchliche Lehre vom dreifachen Amt Jesu Christi hilft, die wesentlichen Punkte zu fokussieren, auf die Kirche in der Stadt ihre Aufmerksamkeit richten soll. Die Tradition spricht vom priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Jesu Christi. In diesen Dimensionen sieht der christliche Glaube den auferstandenen Christus mit und durch seine Kirche in der Welt wirken.

Das priesterliche Amt verweist auf Gottesdienst und Gebet. Es ist bemerkenswert, wie viele Menschen, Touristen und Einheimische, trotz aller Säkularisierung die Kirchen in der Stadt aufsuchen. Die Alte Nikolaikirche am Römerberg, zu der die eingangs erwähnten Touristen hinein schauen, und die nahe gelegene Liebfrauenkirche sind ein gutes Beispiel dafür, dass Menschen in der Stadt durchaus auch die Atmosphäre kirchlicher Räume aufsuchen. Die Herausforderung für Kirche liegt jedoch darin, in der Feier ihrer Gottesdienste der Verschiedenheit der Menschen in der Stadt Rechnung zu tragen. Das macht unterschiedliche Gottesdienstformate nötig, die in ihrer ästhetischen Gestaltung die Erlebnismilieus berücksichtigen, in denen Menschen jeweils zu Hause sind. Die Stadt entdecken, das heißt auch, die Räume, die Zeiten und die Erlebnisqualitäten entdecken, in und mit denen Menschen vor Gott innehalten wollen, in denen sie eine Unterbrechung ihres Alltags erleben können und in denen sich ihre Geschichte mit Gott entfalten kann.

„ ... Frankfurt muss dem Anschein nach durch den Krieg weit mehr gewonnen als verloren haben. Der Verlust war öffentlich und momentan; der Gewinn ging fast durch alle Klassen und war dauernd. Es ist überall Wohlstand und Vorrat; man baut und bessert und erweitert von allen Seiten: und die ganze Gegend rund umher ist wie ein Paradies; besonders nach Offenbach hinüber. Man glaubt in Oberitalien zu sein. ..."

Johann Gottfried Seume
Spaziergang nach Syrakus, 1802

Das prophetische Amt Jesu Christi fokussiert die Kirche auf die Fragen von Gerechtigkeit und Frieden in der Stadtgesellschaft. Sie wird sich darum für die Menschen einsetzen, die unter menschenunwürdigen Bedingungen in der Stadt leben. Auch hier geht es darum, der Vielfalt der Lebensformen und damit auch der Vielfalt der menschlichen Not gerecht zu werden. Insbesondere die Spaltung zwischen Arm und Reich, zwischen Menschen, die unter einer belasteten Umwelt leiden und solchen, die davon nicht betroffen sind, sowie das Aufeinandertreffen von Fremden und Einheimischen wird für Kirche im Sinne des prophetischen Amtes Thema sein müssen. Dabei geht es neben der Hilfe für den einzelnen Menschen insbesondere auch um die Förderung des Gemeinwesens, also um eine Stabilisierung der städtischen Verhältnisse, die allen Menschen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht. Das gemeinsame Projekt „Kirche findet Stadt" von Diakonie und Caritas ist dafür ein gutes Beispiel.

Das königliche Amt Jesu Christi erinnert die Kirche daran, dass der Auferstandene auch außerhalb der Kirche wirkt. Er lässt Frieden, Versöhnung und Gerechtigkeit in dieser Welt und in der Stadt durch Menschen und Gemeinschaften wachsen, auch wenn diese nichts mit der Kirche zu tun haben. Jesus Christus wirkt auch durch und unter Fremden, Andersgläubigen und Nichtglaubenden in der Stadt. Die große Vielfalt der Lebensentwürfe grenzt seine Wirksamkeit nicht ein. Im Vertrauen darauf gilt es, die Gegenwart seines Heiligen Geistes auch bei den Kirchenfernen zu entdecken. Kirche in der Stadt hat Interesse an dem Anderen, dem Fremden, dem säkularen Menschen, und ist gespannt darauf, Gott auch in seinem Leben zu finden.

Das verändert auch die Einstellung zur Mission der Kirche. Sie wird vor allem an der Mission Gottes teilhaben, an der Bewegung Gottes zu den Menschen. Sie muss Gott nicht zu den Menschen bringen - er ist längst bei ihnen. Bei ihrer Teilhabe an der Mission Gottes wird Kirche auch unkonventionell und phantasievoll agieren, weil weder Gott noch die Menschen sich in jedem Fall an die kirchlichen Konventionen und Gebräuche halten.

Herausforderungen für die Kirche

Auch nach Urbanisierung, Individualisierung und Säkularisierung ist die Stadt nicht ohne Gott (Harvey Cox). Motiviert, die Gegenwart Gottes in der Stadt zu erkunden, wird Kirche dabei auf neue Herausforderungen stoßen. Denn das enge Nebeneinander verschiedener Lebensformen erfordert unterschiedliche Arten kirchlicher Präsenz und Beteiligungsformen in der Stadt.

Da ist einmal die Kirche im Quartier zu nennen, die als Kirchengemeinde im und für den Stadtteil die gemeinschaftsstiftende Kraft des Evangeliums vor Ort zur Geltung bringt. In Gottesdiensten, Amtshandlungen und diakonischem Engagement kann sie nahe bei den Menschen sein und sie dabei in den Lebenssituationen begleiten, in denen sie gegenseitige Unterstützung und Hilfe benötigen.

Kirche ist in der Stadt auch in vielen diakonischen, Bildungs- und Beratungseinrichtungen präsent. Um diese herum haben sich alternative Formen an Be-

teiligung und Beheimatung in der Kirche entwickelt. Ehrenamtlich Mitarbeitende wirken verlässlich an diesen Arbeitsfeldern mit, organisieren dafür gesellschaftliche und finanzielle Unterstützung und vernetzen diese Einrichtungen mit Kirche und Stadtgesellschaft. Beispiele hierfür sind in Frankfurt die Telefon- oder Notfallseelsorge, Beratungsarbeit und Begleitung für Flüchtlinge, Mentoring für Menschen, die auf dem Arbeitsmarkt Schwierigkeiten haben, die Diakoniekirche und die Jugendkulturkirche, die jeweils für besondere Zielgruppen arbeiten, das Frauenbegegnungszentrum und kirchliche Akademiearbeit. Es wird in Zukunft darum gehen, diese unterschiedlichen Arten von Beteiligung als besondere Formen von Gemeindebildung anzuerkennen und in den kirchlichen Strukturen zu berücksichtigen.

Kirche wird darüber hinaus in der Stadt auch die Möglichkeiten einer „Kirche bei Gelegenheit" (Michael Nüchtern) entdecken, wenn sie Anonymität und Mobilität von Menschen nicht als Problem, sondern vor allem als Chance sieht. Eine situativ-missionarische kirchliche Arbeit hinsichtlich Passanten, Touristen, Patienten und Menschen, die nur bei besonderen städtischen Ereignissen Adressaten kirchlicher Verkündigung sind oder um seelsorgerliche Zuwendung bitten, sind aufgrund der stärker anonymen Situation, in denen Kirche ihnen begegnet, vermutlich für die Botschaft des Evangeliums aufgeschlossener als in ihrem unmittelbaren Lebens- und Arbeitsumfeld.

Die Stadt zeichnet sich auch aus durch eine hohe Dichte an kulturellen Veranstaltungen unterschiedlichster Art. Kirche wird deshalb mit ihren Gottesdiensten und anderen Veranstaltungen ungleich stärker an der Qualität von säkularer Kunst und Kultur in der Stadtgesellschaft gemessen als in anderen Kontexten. In der Stadt erscheint der kirchliche Kultus nur als eine kulturelle Hervorbringung unter vielen. Seine Bedeutung wird sich lediglich für einen kleinen Teil der Menschen in der Stadt durch seine traditionellen Formen, durch Ernsthaftigkeit und Feierlichkeit bei der Gestaltung der Liturgie erschließen. Deshalb ist es notwendig, dass Gottesdienste auch unterhaltsam gefeiert werden und den Menschen Spaß machen. Die Konkurrenz durch die kulturelle Vielfalt der Stadt ist für die Kirche auch eine heilsame Nötigung, ihre Gottesdienste mit einer gewissen Leichtigkeit zu feiern, die der Freude über die Befreiung durch Gott entspricht.

Eine weitere Herausforderung für Kirche in der Stadt besteht in der starken Zuwanderung von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen. Besonders für die evangelische Kirche stellt sich in der städtischen Situation darum die Frage einer interkulturellen Öffnung. Wenn sie in der Stadt nicht in eine demographische Sackgasse geraten will, auf die Gefahr hin, in manchen Stadtteilen auszusterben, wird sie sich neu für die „Fremden" öffnen müssen. Die Situation in der Stadt erfordert von der Kirche, ihre ekklesiologischen Grenzziehungen zu überwinden. Kirche in der Stadt muss aufhören, in der Kategorie „Wir und die Anderen" zu denken. Sie muss Kirche mit Menschen aus anderen Kulturen sein, nicht nur mit den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft. Kirche darf sich nicht ohne die Eingewanderten definieren.

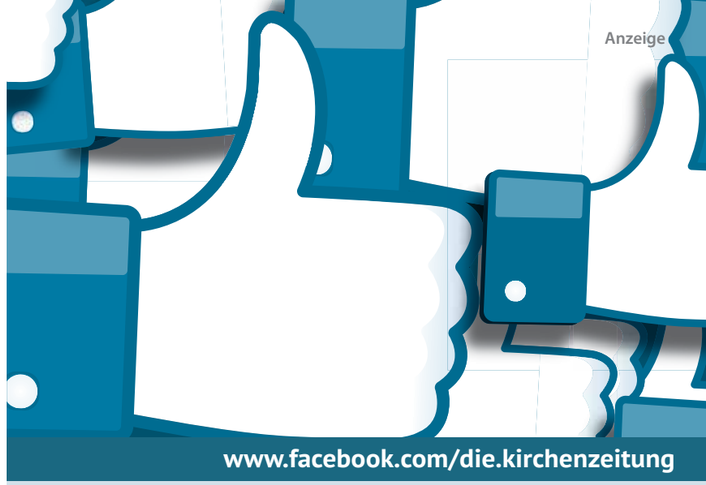
Das erfordert ein hohes Maß an Kultursensibilität und Interkulturalität in den Arbeitsfeldern der Kirche, vor allem hinsichtlich des Gottesdienstes, aber auch im kirchlichen Unterricht und in der Seelsorge. Es verändert die Sicht auf kirchliche Arbeit völlig, wenn Gemeinden im Hinblick auf ihr Gebäude nicht mehr sagen: „Das ist unsere Kirche" (und damit die Anderen ausschließen), sondern: „Das ist Gottes Haus!" Im Sinne einer „*Theology of God's welcome*" (Letty Russell) geht es darum, eine Kultur der Gastfreundschaft Gottes zu pflegen und nicht eine Willkommenskultur der Kirche. Es geht darum, mit den Anderen und Fremden gemeinsam Gottes Einladung nachzukommen und sich gleichberechtigt mit ihnen an Gottes Tisch zum Abendmahl zu versammeln.

Noch ein Letztes: Die Stadt ist ein Ort der Veränderung, in dem immer wieder Neues entsteht. Das fordert Kirche heraus, von der Zukunft her zu denken, von dem her, was von Gott aus auf sie zukommt - und nicht an den Traditionen um ihrer selbst willen festzuhalten, weil es scheinbar keinen anderen Halt mehr gibt in einer sich ständig verändernden Gesellschaft. Das führt mich noch einmal zurück zur Vision der Stadt Gottes, die zu den Menschen kommt und von der man analog zur Rede Jesu von der Gottesherrschaft wird sagen können: Sie ist nahe herbeigekommen, und sie prägt schon längst den Alltag der Stadt. Deshalb kann Kirche auf Gottes Gegenwart in der Stadt vertrauen. Die Stadt ist hervorgehoben und ausgezeichnet als ein Bild für Gottes unwiderrufliche, heilsame Nähe, für Gott in der Nachbarschaft. Die zukünftige Gestalt von Kirche wird sich in ihren Lebensformen an räumlicher und kultureller Nähe zu den Menschen orientieren müssen, damit sie sich nicht von Gott entfernt. Es wird der Kirche guttun, wenn sie auch in diesem Sinne immer wieder neu die Stadt entdeckt.

„... Wenn ich ein Kerl mit der Börse à mon aise wäre, würde ich vermutlich Frankfurt zu meinem Aufenthalt wählen. Es ist eine Mittelstadt, die gerade genug Genuss des Lebens gibt für Leib und Seele, um nicht zu fasten und sich nicht zu übersättigen ..."

Johann Gottfried Seume
Spaziergang nach Syrakus, 1802

Anzeige



Lernen Sie uns kennen.

Die wöchentlich erscheinenden Kirchenzeitungen für die Bistümer Fulda, Limburg und Mainz berichten aus den Pfarreien in Hessen und Rheinland-Pfalz, bieten Besinnung, Lebenshilfe und Unterhaltung.

Lernen Sie uns kostenlos und völlig unverbindlich kennen.

Fordern Sie noch heute Ihr persönliches Exemplar an unter:

Telefon 0 64 31 - 911 325
oder vertrieb@kirchenzeitung.de

Bonifatiusbote
Kirchenzeitung für das Bistum Fulda

Der Sonntag
Kirchenzeitung für das Bistum Limburg

Glaube und Leben
Kirchenzeitung für das Bistum Mainz

Gesellschaft für kirchliche Publizistik Mainz mbH & Co. KG
Frankfurter Straße 9
65549 Limburg an der Lahn

www.kirchenzeitung.de

Geistliche Bibliothek

Die Bibliothek ist mit einem gut sortierten Bestand geistlicher Literatur ausgestattet. Sie bietet den Studenten neuen Raum zum Lesen, Studieren und Diskutieren und ist damit ein zentraler Treffpunkt im neuen Gebäude.

Fotos Christian Trenk
Text Fabian Bruns

Persönliche Visitenkarte

Magnetwand und Nische vor den Zimmern der Bewohner sind im neuen Priesterseminar ein charakteristisches Gestaltungselement der Flurgruppen, das aus dem Altbau übernommen wurde. Es ist in Sankt Georgen also eine gute Tradition, dass sich die Seminaristen und Aufbaustudenten vor ihren Wohnräumen eine eigene „Visitenkarte“ schaffen können, die schon einmal kreativ erzählt, wer hinter der Türe wohnt.

Kleiner Clubraum

Im kleinen Clubraum findet vor allem die wöchentliche geistliche Ausbildung in den Semesterkreisen statt. Er ist zudem ein guter Treffpunkt zum gemeinsamen Studium und Gedankenaustausch.

Der Blick

Die großen Fenster ermöglichen einen tollen Ausblick auf die Frankfurter Skyline und auf Oberrad. Sie prägen den hellen und offenen Charakter des Neubaus, der so architektonisch in einen Dialog mit der Weltstadt tritt.

Der Grundstein

Die Flurgruppen mit den Wohnräumen der Studenten sind im Neubau durch eine Tür vom Rest des Gebäudes abgegrenzt. So entsteht eine ausgewogene Balance zwischen privaten und öffentlichen Bereichen des Gebäudes. Die einzelnen Zimmer sind nun etwas größer als im Altbau und haben eine eigene Nasszelle. Zudem hat jedes Zimmer die gleiche Grundausstattung: Schreibtisch, Schrank und Bett. Das ermöglicht einen unkomplizierten Ein- und Umzug. Im Übrigen können sich die Bewohner hier frei entfalten.

Die Zimmer

Diese in den Grundstein eingeprägten Worte empfangen den Besucher des neuen Priesterseminars:
„Alles, was ihr in Worten und Werken tut, geschehe im Namen Jesu, des Herrn. Durch ihn dankt Gott, dem Vater!“ Kol 3,17. Der im Foyer des Neubaus in die Wand eingelassene Grundstein verweist also als „Eckstein“ des Hauses, auf Christus, der selbst Grund und Ziel allen Strebens in diesen Wänden sein soll.

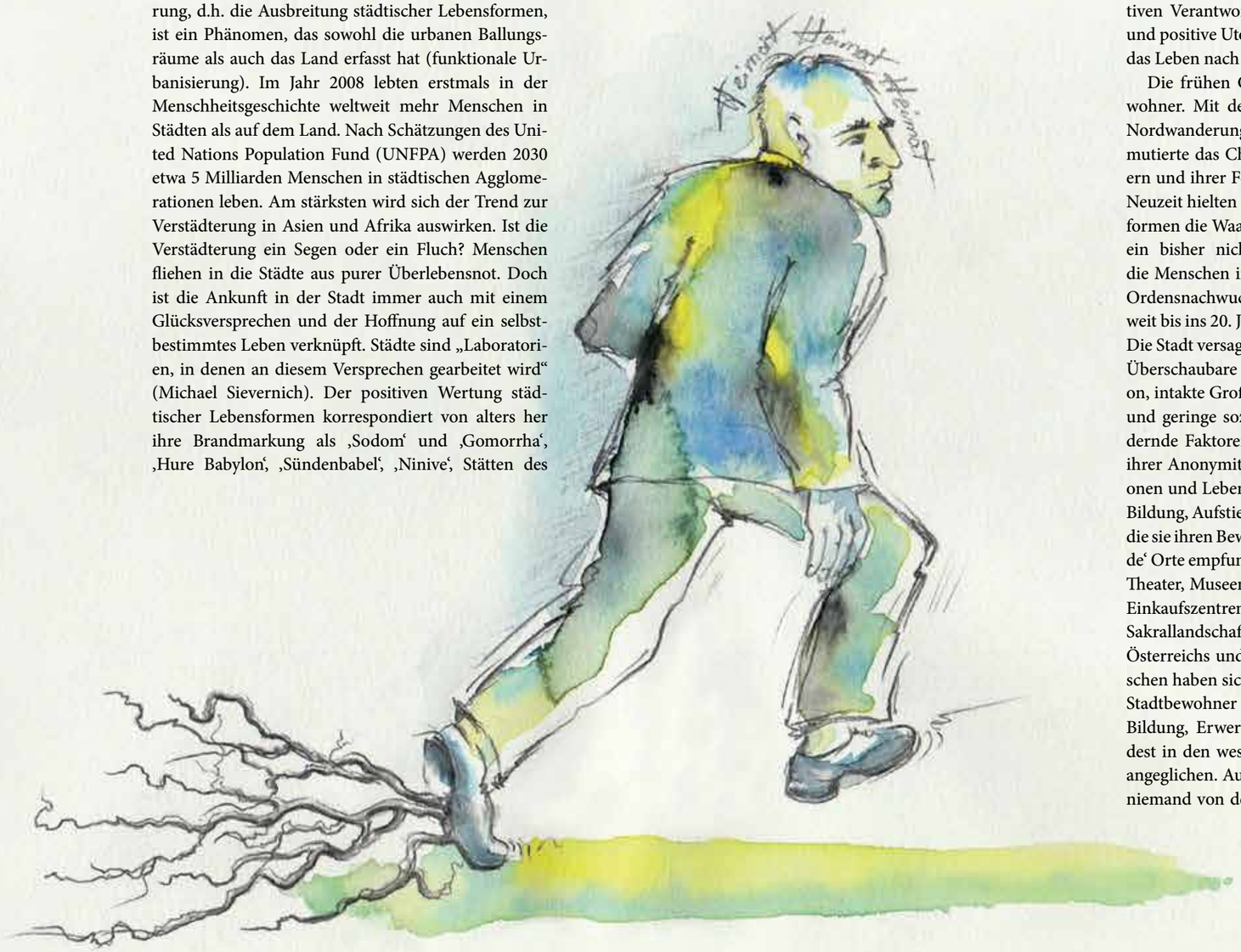
Gott in der Stadt

Worte zur Zeit

HEINRICH WATZKA SJ
Kollegsrektor und Professor für Philosophie

Die wenigsten Menschen können sich aussuchen, wo sie leben wollen. Die Urbanisierung oder Verstädterung, d.h. die Ausbreitung städtischer Lebensformen, ist ein Phänomen, das sowohl die urbanen Ballungsräume als auch das Land erfasst hat (funktionale Urbanisierung). Im Jahr 2008 lebten erstmals in der Menschheitsgeschichte weltweit mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Nach Schätzungen des United Nations Population Fund (UNFPA) werden 2030 etwa 5 Milliarden Menschen in städtischen Agglomerationen leben. Am stärksten wird sich der Trend zur Verstädterung in Asien und Afrika auswirken. Ist die Verstädterung ein Segen oder ein Fluch? Menschen fliehen in die Städte aus purer Überlebensnot. Doch ist die Ankunft in der Stadt immer auch mit einem Glücksversprechen und der Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben verknüpft. Städte sind „Laboratorien, in denen an diesem Versprechen gearbeitet wird" (Michael Sievernich). Der positiven Wertung städtischer Lebensformen korrespondiert von alters her ihre Brandmarkung als ‚Sodom' und ‚Gomorrha', ‚Hure Babylon', ‚Sündenbabel', ‚Ninive', Stätten des Lasters, der Ausbeutung, der Gewalt, der Anonymität, der Unregierbarkeit, des Laissez-faire und der kollektiven Verantwortungslosigkeit. Die Stadt ist negative und positive Utopie in einem. Sie ist so ambivalent wie das Leben nach dem Sündenfall.

Die frühen Christen waren mehrheitlich Stadtbewohner. Mit dem Zerfall der antiken Welt und der Nordwanderung des Christentums im Frühmittelalter mutierte das Christentum zu einer Religion der Bauern und ihrer Feudalherren. In Mittelalter und früher Neuzeit hielten sich städtische und agrarische Lebensformen die Waage, bis die industrielle Revolution und ein bisher nicht gekanntes Bevölkerungswachstum die Menschen in die Städte trieb. Ihren Priester- und Ordensnachwuchs bezog die katholische Kirche noch weit bis ins 20. Jahrhundert aus dem ländlichen Raum. Die Stadt versagte als ‚Mistbeet' der geistlichen Berufe. Überschaubare Dorfgemeinschaften, Agrarproduktion, intakte Großfamilien, konfessionelle Homogenität und geringe soziale Mobilität galten als glaubensfördernde Faktoren, wohingegen die großen Städte mit ihrer Anonymität, dem Nebeneinander von Konfessionen und Lebensstilen, den Chancen auf Gelderwerb, Bildung, Aufstieg, Konsum und Freizeitvergnügungen, die sie ihren Bewohnern boten, als dem Glauben ‚fremde' Orte empfunden wurden. Boulevards, Parks, Cafés, Theater, Museen, Kinos, Fabriken, Bahnhöfe, Banken, Einkaufszentren sind im Vergleich zu den barocken Sakrallandschaften in weiten Teilen Süddeutschlands, Österreichs und der Schweiz gottferne Zonen. Inzwischen haben sich die Lebensweisen der Land- und der Stadtbewohner dank Automobil, gleichem Zugang zu Bildung, Erwerbsarbeit und Mediennutzung zumindest in den westlichen Industrieländern vollkommen angeglichen. Auch auf dem Land lebt heute so gut wie niemand von der Landwirtschaft, die hochtechnisiert und industrialisiert ist. Trotz der Kirche, die nach dem Wegzug des letzten Supermarkts, des letzten Arztes, der letzten Kneipe ‚im Dorf geblieben' ist, hat das Land hinsichtlich der glaubensfördernden Faktoren der Stadt nichts mehr voraus. Landpastoral ist ein ebenso dorniges und herausforderndes Feld wie die Großstadtpastoral. So wie es eine Mystik der Natur und der agrarischen Produktionsweise gibt, gibt es eine Mystik der Stadt und der Technik. ‚Biotope' des Glaubens finden sich dort, wo Menschen sind, und die sind in der Stadt zehntausendmal häufiger anzutreffen als auf dem Land. Der Reichtum der Stadt ist die Diversität. Mit der Zuwanderung der Menschen anderer Nationen kommen auch Christen anderer Muttersprachen in die Stadt. Deren Gemeinden erhöhen die Zahl der Christengemeinden in der Stadt. Die Präsenz von Juden, Muslimen, Hindus, Buddhisten hilft den Christen, ihren Glauben ernst zu nehmen. Sie ist zugleich eine Mahnung an die Adresse der Materialisten, Hedonisten und atheistischen Humanisten, dass das Thema Religion noch nicht ‚abgehakt' ist und dass das bessere Leben keineswegs ein Leben ohne Spiritualität und ohne Gott ist. Nirgends anders als in Citykirchen kann man von früh bis spät Beterinnen und Beter antreffen. Nirgends anders als in den Zentren der Städte stranden die Bettler, Obdachlosen und (illegalen) Zuwanderer und klopfen an die Tür der Klöster und Kirchen. Nur in den Städten wird die kritische Masse erreicht, die es der Kirche erlaubt, ein vielfältiges Angebot aufrecht zu erhalten und differenziert auf Bedürfnisse und Notlagen einzugehen. Eine echte Wahl zwischen Personen, Gemeinden, Spiritualitäten und Formen der Beteiligung haben nur die Bewohner größerer Städte. Es besteht Grund zur Hoffnung, dass auch im 21. Jahrhundert der Glaube in der Stadt lebendig bleibt. Beim Land bin ich mir nicht so sicher.



„Wir ohne Heimat irren so verlassen", Illustration Elke Teuber-S.

Bitte einmal ausfüllen!

Tim Döring aus der IT stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück... esse ich immer zuerst süß und dann deftig.

Mit 16 Jahren wollte ich... unbedingt später "was mit Computern" machen.

Ich bin Christ, weil... meine Eltern es so wollten und ich später für mich erkannt habe, dass das richtig und wichtig für mich ist!

Zur Zeit lese ich... Crux von Ramez Naam

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... , dass sie oft besser einparken können als ich ;-)

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Galileo / Delp

Dem Papst würde ich raten, sich auf seinem Weg nicht beirren zu lassen.

Geld macht mich... zufrieden am Monatsanfang, nervös am Monatsende

Drei interessante Wörter: MacOS, Linux, Windows

Kürzlich habe ich mich geärgert über... die VoIP-Umstellung der Telekom.

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... beim Bogenschießen im Wald bin.

In der Zukunft träume ich davon... noch einmal zum Tauchen auf die Malediven zu kommen.

Sankt Georgen ist für mich ... abwechslungsreich.

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... ab und an mal die Passwörter ändern und regelmäßig Daten sichern!

Narrative Theologie

Das *Protevangelium des Jakobus* zwischen Tradition und Legende

III

Das besondere Buch

ALEXANDER TOEPEL
Promotion und Lehrtätigkeit in Sankt Georgen bis 2013

Das *Protevangelium des Jakobus* ist ein apokrypher Text, der vermutlich vom Ende des 2. Jh. n. Chr. stammt und die Vorgeschichte der Geburt Jesu beschreibt. In legendenhafter Form werden Geburt und Kindheit Mariens, der Mutter Jesu, dargestellt; der Text endet mit der Geburt Jesu und will damit eine Vorgeschichte zu den kanonischen Kindheitsevangelien von Matthäus und Lukas liefern. Dabei zeigt der Text einerseits eine starke Abhängigkeit von diesen und der Septuaginta, geht aber andererseits in einer Weise mit seinen Vorlagen um, welche zeigt, dass er zu einer Zeit entstanden sein muss, als sich die Kanongrenzen noch im Fluss befanden.

Das Protevangelium ist aber nicht nur von historischem Interesse: Vielmehr stellt sich in erster Linie die Frage nach dem Ort dieses Textes im Kontext des zweiten Jahrhunderts und der Ausbildung der großkirchlichen Theologie in dieser Zeit. Warum gibt es im zweiten Jahrhundert ein Interesse an der Kindheit und Abstammung Jesu, das eine Erweiterung der kanonischen Evangelien erforderlich macht? Welche Funktion haben Maria, die Mutter Jesu, und der Herrenbruder Jakobus als fiktiver Verfasser im Zusammenhang der Ausbildung einer großkirchlichen Identität gegenüber Judentum und Gnosis?

Ein charakteristisches Merkmal des Protevangeliums ist sein großes Interesse an kultischer Reinheit, was zu der Auseinandersetzung zwischen frühem Christentum und dem im Entstehen begriffenen rabbinischen Judentum passen würde. In diesem Zusammenhang versucht der Text deutlich, einen Zusammenhang zwischen Jesus und dem auf den Tempelkult verengten vorchristlichen Judentum herzustellen, wobei Maria eine Schlüsselrolle zukommt, insofern sie an beiden Bereichen Anteil hat.

Um dies zu erreichen, wird das von den kanonischen Evangelien gezeichnete Bild auf den Kopf gestellt: Die Jerusalemer Tempelaristokratie ist nicht mehr Feindin Jesu, sondern gehört zu seinem nächsten Umfeld. Weiterhin spielt das Motiv des Blutes eine Rolle: Während Maria den Tempel, in dem sie ihre Kindheit verbrachte, noch vor Einsetzen der Menstruation verlässt, wird der Hohepriester Zacharias, der Vater Johannes' des Täufers, am Altar ermordet. Da sein am Altar klebendes Blut nicht mehr abgewaschen werden kann, ist der Tempel dauerhaft entweiht; ein Vorgang, den das Protevangelium zur Erklärung der Zerstörung des Tempels durch die Römer heranzieht.

Aller Wahrscheinlichkeit nach muss die Beschreibung der Geburt Marias ebenfalls vor dem Hintergrund der Anbindung an das Alte Testament gesehen werden. Ihre Geburt wird in Analogie zu derjenigen Isaaks, Samsons und Samuels dargestellt, was Maria fest in einen alttestamentlichen Kontext einbettet. Die negative Art und Weise, in der die Unfruchtbarkeit ihrer Eltern Joachim und Anna bewertet wird, entspricht völlig dem alttestamentlichen Bild und steht in deutlichem Widerspruch zu der sonst üblichen Hochschätzung der Jungfräulichkeit bei christlichen Autoren des zweiten Jahrhunderts. Auch hier ist anzunehmen, dass das Protevangelium auf diese Weise in einen alttestamentlichen Rahmen eingefügt werden sollte, wie er aus christlicher Sicht wahrgenommen wurde.

Das Protevangelium geht allerdings noch einen Schritt darüber hinaus und stellt die Geburt Marias und Jesu Empfängnis als eine Umkehrung der alttestamentlichen Schöpfungsgeschichte dar: So wie Eva aus Adam wird nun Christus aus Maria erschaffen. Die Betonung der kultischen Reinheit Marias muss wahrscheinlich auch in diesem Kontext gesehen werden: Durch ihre wunderbare Geburt und Kindheit im Tempel ist Maria nicht Teil der durch Adam verdorbenen Schöpfung und deshalb in der Lage, den neuen Adam – Christus – zur Welt zu bringen. Das Protevangelium ist damit ein früher Zeuge einer soteriologischen Entwicklung, die ihren Schwerpunkt von der Kreuzigung auf die Geburt Jesu zu verschieben beginnt.

Im Gegensatz dazu zeigt sich im Text keine deutlich wahrnehmbare Polemik gegen gnostische Vorstellungen. Die Art und Weise, wie Jesu Geburt als

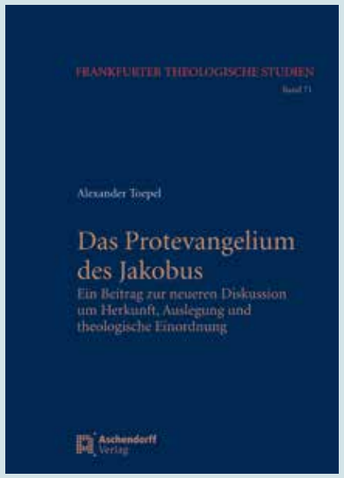
ein Hindurchgehen durch Maria beschrieben wird, hat sogar Parallelen in gnostischen Texten und grenzt an Doketismus. Auch dieses Phänomen verlangt nach einer Erklärung und wirft die Frage auf, ob das Protevangelium in jeder Hinsicht dem entspricht, was im Laufe der Geschichte als orthodox definiert wurde.

Allerdings sollte bei der Beschäftigung mit dem Protevangelium nicht zuviel Wert auf die Reinheit der Lehre gelegt werden. Eine dogmatische Lesart wird Erzähltexten nur bedingt gerecht und läuft Gefahr, das Wesentliche zu übersehen. Besser ist es, das Protevangelium als eine Form narrativer Theologie zu verstehen. Als apokrypher Text will das Protevangelium in typischer Weise von den kanonischen Kindheitsevangelien offen gelassene Lücken schließen, ohne dabei einen theologischen Gehalt auszuschließen. Der Vergleich mit zeitgleichen griechischen und lateinischen Autoren zeigt, dass religiöse und philosophische Fragestellungen im 2. Jh. n. Chr. ohne weiteres in erzählende, sogar scherzhafte und unterhaltende Formen gekleidet werden konnten.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung weist das Protevangelium eine Fülle von theologischen Elementen auf, die in erster Linie mit dem Jerusalemer Tempel, kultischer Reinheit und Ritualgesetz zu tun haben. Diese werden zwar in einer anscheinend naiven und folkloristischen Weise vorgetragen, haben aber nichtsdestoweniger einen theologischen Gehalt, der im Rahmen der Auseinandersetzungen des zweiten Jahrhunderts ein genau umrissenes Ziel verfolgt. So ist das Protevangelium deutlich bestrebt, Maria vor Anschuldigungen zu verteidigen, wie sie sich bei dem anti-christlichen Philosophen Celsus finden.

Während Celsus in seinem Bestreben, die christliche Religion zu demontieren, Maria Ehebruch vorwirft und Christus als Sohn eines römischen Soldaten ausgibt, behauptet das Protevangelium ihre immerwährende Jungfräulichkeit und präsentiert Joseph als einen Greis, der nicht mehr in der Lage ist, Kinder zu zeugen. Dabei kommt das Protevangelium auf der einen Seite sicherlich einem volkstümlichen Bedürfnis nach, doch trifft es auch eine theologische Entscheidung: Jesu Vorfahren, besonders seine Mutter, erhalten auf diese Weise eine Bedeutung, die in den kanonischen Evangelien noch nicht explizit ausgesprochen ist und in den gnostischen Texten ganz fehlt.

Damit präsentiert sich das Protevangelium als eingängig geschriebene narrative Theologie, die im Medium der Erzählung eine größere Bedeutungsfülle vermittelt, als es einer abstrakten dogmatischen Abhandlung möglich wäre. Das reiche Nachleben des Protevangeliums in Liturgie und Legende zeugt von seiner durch die Jahrhunderte andauernden Faszination.



Toepel, Alexander:
Das Protevangelium des Jakobus.
Ein Beitrag zur Diskussion um Herkunft, Auslegung und theologische Einordnung.
Münster (Aschendorff) 2013. 52 €

Anzeige

VERTRAUEN MUSS WACHSEN.

Wartbaum an der Hohen Straße in Nidderau-Windecken.

UNSER NÄHRBODEN: VERLÄSSLICHKEIT UND LEBENSLANGE PARTNERSCHAFTEN.

Frankfurter Volksbank

Börsenstraße 7 - 11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

In der Stadt sollst du kämpfen und dich in liebender Stille aussetzen. Was die ersten Mönche einst in der Wüste suchten, wirst du heute im Herzen der Stadt finden.
Im Laufe der Zeit wird dich die Stadt erproben, sie wird dich reinigen und heiligen.

Und wie Gott selbst wirst du sie liebend annehmen. Der Herr selbst kehrt zurück in die Stadt und will im Herzen Jerusalems wohnen!

Lebensbuch der monastischen Gemeinschaften von Jerusalem

Foto Christian Trenk

Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Spiritualität im Schuldienst

Spiritualität ist in der Bildungslandschaft in Deutschland in den vergangenen Jahren neu in die Diskussion gekommen – insbesondere in der Religionslehrerbildung. Dabei erscheint Spiritualität als schöpferische Ressource, die es in Aus- und Fortbildung sowie im Schulalltag einzuüben, zu kommunizieren und zu reflektieren gilt. Vor diesem Hintergrund führen das Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität sowie das Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik unter dem Titel „Religionspädagogische Spiritualität“ ein drittmittelfinanziertes Forschungsprojekt durch – mit dem Ziel, die Spiritualität von Religionslehrerinnen und -lehrern, Pastoralreferentinnen und -referenten sowie Gemeindereferentinnen und -referenten im Schuldienst zunächst mittels qualitativer und quantitativer empirischer Methoden zu umreißen und auf dieser Grundlage unter den Lehrkräften zur Entwicklung eines spirituellen Habitus und zu dessen Präsenz im Unterrichtsgeschehen beizutragen. Unter der Leitung von Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Klaus Kießling arbeiten an diesem Projekt Judith Adam (Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik) und Dr. Dr. Hermann-Josef Wagener (Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität) sowie beratend Dr. Viera Pirker (Pädagogisches Zentrum der Bistümer im Lande Hessen) mit.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Ethische Aspekte der kirchlichen Vermögensanlage in Gewerbeimmobilien

Nicht nur mit Blick auf den Skandal in Limburg steht der Umgang der Kirche mit ihrem Vermögen im Mittelpunkt öffentlicher Diskussionen. Die Kirche, die mit dem Anspruch auftritt, als ethische Instanz den Menschen auch bei wirtschaftlichen Fragen ins Gewissen reden zu können, steht unter verschärfter Beobachtung: Wie ethisch verhält sie sich, wenn es um ihre eigenen Finanzen und ihren Besitz geht? Dabei hat die Katholische Kirche selbst mit Blick auf das eigene wirtschaftliche Verhalten einige ethische Ansprüche formuliert – nicht nur in ihrer Sozialverkündigung, sondern zum Beispiel auch im Codex Iuris Canonici, der auch kirchliche Vermögensverwalter in die Pflicht nimmt, ihr Amt „mit der Sorgfalt eines guten Hausvaters zu erfüllen“ (c. 1284 §1).
Über die Aachener Grundvermögen-Kapitalanlagegesellschaft mbH investieren Diözesen und Bischöfliche Stühle in Gewerbeimmobilien in deutschen Innenstädten. Vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen hat die Aachener Grundvermögen beim Oswald von Nell-Breuning-Institut und bei der Professur für Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Prof. Dr. Stephan Goertz) ein Gutachten in Auftrag gegeben, in dem allgemeine moralische Kriterien und christlich-ethische Leitlinien für das (Gewerbe-)Immobilieninvestment entwickelt und begründet werden sollen.
Seit dem 1. Dezember 2014 arbeiten nun beide Forschungseinrichtungen gemeinsam an diesem auf drei Jahre angelegten Projekt. Die Darstellung der sozialethischen Aspekte liegt bei Prof. Dr. Bernhard Emunds und Prisca Patenge. Schwerpunkte ihrer Untersuchung sind unter anderem eine kohärente Interpretation der einschlägigen kirchlichen Stellungnahmen und die Erarbeitung einer theologischen Sicht sowohl der Kirchenfinanzen als auch des Wirtschaftens kirchlicher Akteure in modernen Gesellschaften. Auch sollen Kriterien formuliert werden, die auf moralischen Normen mit universalem Geltungsanspruch, auf breit akzeptierten Vorstellungen von einer guten Gesellschaft (beispielsweise einer lebenswerten Stadt) oder auf dem kirchlichen Selbstverständnis beruhen.

Institut Dogmen- und Liturgiegeschichte

Das „Große Stundenbuch“

Am 3. und 4. November wurde die neue byzantinische Kirche im Erdgeschoss des Kollegs von S.S. Patriarch Gregorios III. Laham aus Damaskus und Weihbischof Thomas Löhr vorgenommen. Weiterhin steht am Institut – neben zahlreichen praktischen Fragen – die Erstellung einer deutschsprachigen Ordnung der Kirchweihe an.
Im September hat Dr. S. Boenneke begonnen, das sogenannte „Große Stundenbuch“ erstmals vollständig ins Deutsche zu übersetzen. Dieses unverzichtbare Buch der orthodoxen Liturgie wurzelt in der alten Jerusalemer Liturgie des 4. bis 7. Jahrhunderts und formt sich vom 8. bis 14. Jahrhundert aus. Es enthält heute die Texte aller Stundengebete der Nacht und des Tages, die zentralen, wechselnden Hymnen für jeden Kalendertag und weitere wichtige Gebrauchstexte, wie etwa die Gebetsregel zum Empfang der heiligen Kommunion. In der kirchenslavischen Standardausgabe umfasst es 877 Seiten.
Die Übersetzung wird begleitet von Erzbischof Mark (Arndt) von Berlin und Deutschland, dem Vorsitzenden der Kommission für die Übersetzung Liturgischer Texte der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland. Mit seinem Imprimatur soll das „Große Stundenbuch“ Ende 2016 oder Anfang 2017 im Verlag des russisch-orthodoxen Klosters des heiligen Hiob von Počaev in München erscheinen.

Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

Eine arme Kirche für die Armen

Zu welcher Armut sind wir als Weltkirche berufen? Diese und weitere Fragen, die sich aus der programmatischen Zielsetzung des Pontifikats Franziskus’ ergeben, stehen im Zentrum von Überlegungen, die in der jüngsten Publikation aus der Reihe „Weltkirche und Mission“ versammelt wurden. Ausgangspunkt der interdisziplinären Beiträge ist das Hauptanliegen von Papst Franziskus, eine Kirche zu leben, die arm ist und sich zugleich für die Armen einsetzt.
Der Sammelband beleuchtet den theologischen Kontext des ersten lateinamerikanischen Papstes und fragt nach der Bedeutung der Kategorie Armut für die theologische Reflexion. In einem weiteren Schritt geht es um Impulse und Konsequenzen, die sich aus dem theologischen Ansatz für die kirchliche Praxis in einer Wohlstandsgesellschaft ergeben.
Mit Beiträgen beispielsweise von Francisco de Aquino Júnior, Dirk Ansorge, Margit Eckholt, Agnes Lanfermann und Juan Carlos Scannone werden aus unterschiedlichen theologischen Disziplinen und vor dem Hintergrund lebendiger Praxiserfahrungen unterschiedliche Interpretationen und Zugänge zum Thema eröffnet. Der Sammelband geht auf den IWM-Studientag vom 8. April 2014 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen zurück.
Unter dem Titel „Eine arme Kirche für die Armen – Theologische Bedeutung und praktische Konsequenzen“ ist der Band (herausgegeben von Jorge Gallegos Sánchez und Markus Luber) im Pustet-Verlag erschienen und umfasst 304 Seiten.

Hugo von Sankt Viktor-Institut

Ein Vierteljahrhundert

Am 11. November hat das Institut sein 25 Jahre langes Bestehen gefeiert. Im Dezember 1990 hat die Hochschule Sankt Georgen durch Beschluss des Hochschulrates dieses „Institut für Quellenkunde des Mittelalters“ gegründet, um vor allem das Vorhaben der Herausgabe der lateinischen Werke des bedeutendsten Theologen Deutschlands im 12. Jahrhundert, Hugo von Sankt Viktor, in einen akademischen Rahmen einzufügen. Von ihrer Gründung an hatte unsere Hochschule einen Schwerpunkt in der Neuscholastik gebildet, der sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zusehends hin zu theologie- und philosophiegeschichtlichen Forschungen verschob. Mit Beginn der Tätigkeit von Prof. Dr. Rainer Berndt SJ in Sankt Georgen im Sommersemester 1990 hat sich ein mediävistischer Arbeitsbereich an unserer Hochschule herausgebildet, der auf der Grundlage der Humanwissenschaften (Geschichte, Mittellateinische Literatur, Editionswissenschaft) Autoren aus dem Mittelalter (die Zeit von circa 800-1600) und je aktuell relevante Themen erforscht und durch lateinische Textausgaben und deutsche Übersetzungen neu erschließt. Das Hugo von Sankt Viktor-Institut finanziert sich immer schon mit Drittmitteln.

Städte – Orte der Gegenwart Gottes

Scientia – Theologie

EDELTRAUD KOLLER
Juniorprofessorin für Moraltheologie

Es ist naheliegend, dass sich Kirche und Theologie der Stadt zuwenden. Denn bereits in biblischer Tradition ist „Stadt“ in Verbindung mit der Rede über Glaubenshoffnungen und Erfahrungen mit Gott wichtig. Da werden Städte als Orte genannt, wo Menschen in Gefahr sind, das wahre Leben zu verpassen: Sodom und Gomorrha stehen dafür sprichwörtlich. Demgegenüber wird gerade eine Stadt als DAS Bild der Heilsvision präsentiert: das himmlische Jerusalem. Zudem sind es Städte, wo sich nach neutestamentlichem Zeugnis die junge Kirche entwickelt. Aber gegenwärtig erscheinen Städte in Deutschland vor allem als schwieriges pastorales Pflaster.

Ein unverzichtbares Thema der Kirche

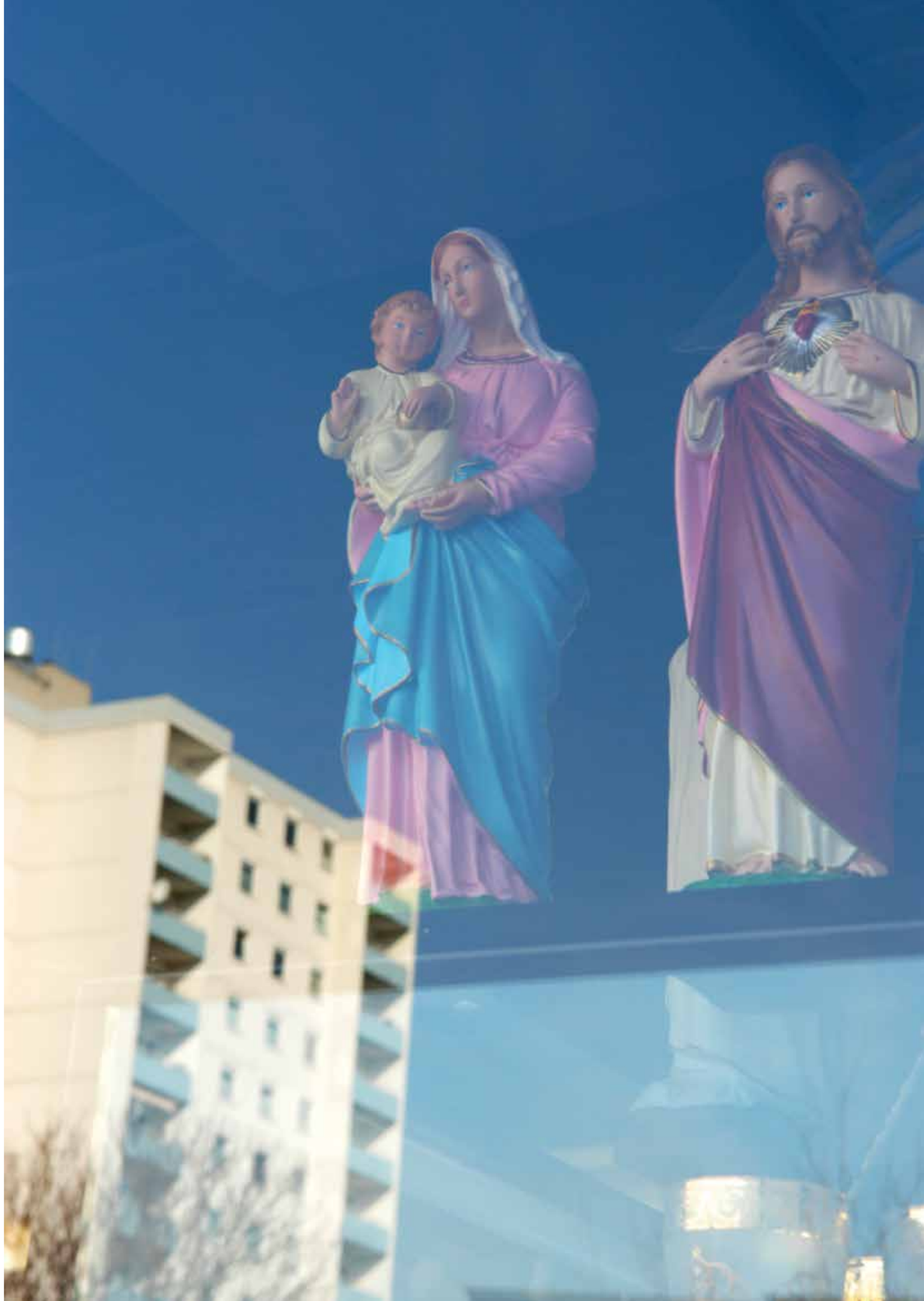
Die Wahrnehmung, die Kirche habe es in der Stadt schwer, gehört in der modernen Gesellschaft in gewisser Weise unausweichlich zum Kirche-Sein. Das soll natürlich nicht heißen, dass Stadtseelsorge notwendigerweise ein Leidensweg sein müsste. Vielmehr hängt die Wahrnehmung der Herausforderung „Stadt“ mit dem Selbstverständnis von Kirche zusammen. Die katholische Kirche hat mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu einer Identität als „Kirche in der Welt“ gefunden. Das Selbstverständnis der Glaubensgemeinschaft, nicht ein Gegenüber zur Welt, sondern mitten in der Welt zu sein, führt zu einer Kirche, die von der Welt lernt, in der Gesellschaft Gottes Wirken erschließt, in den konkreten Kulturen und realen Lebensverhältnissen den Glauben verkünden und stärken soll. Dabei ist es notwendig, die konkreten Erfahrungen der Menschen und die Entwicklungen der Gesellschaft als untrennbar verbunden mit dem Verkündigungsauftrag der Kirche zu sehen. Wenn die Kirche die Freude und Hoffnung, die Trauer und Angst im Pastoraldokument des Konzils programmatisch als Kernbereich der Kirche identifiziert und dabei die Bedrängten als vorrangig einstuft, dann kann sie diese Hinwendung nur vollziehen, wenn sie um die konkreten Lebenshoffnungen und -ängste auch tatsächlich weiß. Diese Ausrichtung ist notwendigerweise herausfordernd, weil man sich nicht auf Vertrautes beschränken kann.

Ich denke, dabei kommt den Städten eine besondere Bedeutung zu. Denn dort verdichtet sich etwas: die Vielfalt von „Welt“, die Ambivalenzen des heutigen Lebens, die konkreten Versprechen des Lebensglücks, aber auch die Bedrohungen und die Dramatik von Misserfolgen. Die Kirche findet in den Städten die unersetzbare Möglichkeit, sehr Weitreichendes über das konkrete Leben der Menschen unserer Zeit mit den Nöten und Erfahrungen sinnvollen Lebens zu lernen. Dadurch kann sich verdeutlichen, wie sich das Handeln von Glaubenden und der Kirche in der aktuellen Gesellschaft konkretisieren soll.

Das bedeutet: Bei allen Herausforderungen, die Städte für die Kirche bergen, darf nicht übersehen werden, dass sich die Kirche notwendigerweise mit Städten beschäftigen muss. Schließlich liegen in dieser Auseinandersetzung auch große Chancen. Und zwar erstens im Hinblick auf die Vielfalt der Lebensgestaltung, zweitens auf die leitenden gesellschaftlichen Werte und drittens auf die Gerechtigkeitsprobleme.

Herausforderungen für die Lebensgestaltung

In Städten leben Menschen – teils miteinander verbunden, teils ohne irgendein sichtbares Interesse aneinander. Sie alle sind, um es theologisch auszudrücken, von Gott gerufen, ihr eigenes, einzigartiges Leben als Christinnen und Christen zu gestalten. Die unterschiedlichen Lebensweisen können und müssen als Wege gesehen werden, diesem Ruf zu folgen und das eigene Leben im Hinblick auf den Anspruch Jesu zu leben. Jeder und jede Einzelne ist vor eigene Herausforderungen gestellt, dem Alltag Bedeutung zu



Im italienischen Viertel, Offenbach am Main
Foto Cornelia Steinfeld

geben, Freude am Leben zu entfalten sowie mit den unterschiedlichsten Schwierigkeiten und dem eigenen Scheitern umzugehen. Das heißt: Kirche verkündet Gott nicht zuletzt dadurch, dass sie die Vielfalt menschlicher Lebensgestaltung schätzt, achtet und verteidigt. Aber natürlich ist nicht jede Vielfalt schon deshalb gut, weil es sie gibt. Nicht jeder Weg ist wertvoll. Gerade weil im Licht des christlichen Glaubens der je eigene Weg des Menschen mit einem Ruf Gottes zusammengedacht werden kann, wird die Kirche besonders sensibel dafür sein, ob die konkreten Wege gelungen sind, und wird das Finden der eigenen Lebensgestaltung kompetent unterstützen.

Freilich gilt dies für Stadt und Land gleichermaßen. Dennoch kann sich die Kirche durch den Blick auf die Buntheit, die gerade die Städte verkörpern, ihre Wertschätzung der Vielfalt der Wege Gottes mit dem Menschen besonders deutlich und stetig vor Augen halten. So wird wahrgenommen, wie unterschiedlich auch gute, sinnvolle Lebensformen sein können, wie Berufe in das ganze Leben integriert werden, wie verschieden das konkrete Familienleben gestaltet wird, welche Bedeutung die Menschen ihrem Leben geben, aber auch, woran Menschen in ihrem Leben zerbrechen.

Gerade dadurch können Christinnen und Christen etwas Unverzichtbares beitragen: einerseits die Wertschätzung und Unterstützung der Suche der Menschen, ihr einzigartiges Leben gut zu gestalten, andererseits die Hilfe in Situationen, in denen Menschen nicht mehr hoffen können, dass ihr Leben gelingen kann. Eine wichtige Kompetenz der Kirche muss dabei die kritische Unterscheidung sein, wo diese konkreten Wege tatsächlich heilvoll und wo sie verletzend oder schlichtweg nicht tragfähig sind.

Zeichen der tatsächlichen Wertorientierung

Städte sind nicht nur vielfältig; sie zeigen auch die de facto leitenden Werte. Was oder wer dominiert das Stadtbild? Ein Blick lohnt sich. Denn an den Symbolen der Stadt wird deutlich, was der Gesellschaft kostbar ist und welche Werte oder Notwendigkeiten betont werden. So sind die Autos ein Zeichen dafür, wie sehr diese Form der Mobilität mit dem Wert der Freiheit in Verbindung gebracht wird. Man kann auch an Einkaufsstraßen und -zentren denken, die über die unmittelbare Aufgabe, die Versorgung mit Waren zu ermöglichen, auch aufweisen, wie sehr an Orten des Konsums das Gefühl von Freiheit und Lebensqualität erwartet wird.

Ein weiteres Beispiel sind die prägenden Bauwerke. Jenseits der ästhetischen Frage, ob sie einem gefallen oder nicht, sind die bedeutendsten Bauwerke einer Stadt häufig Symbole für die gesellschaftliche Leitorientierung. So erinnert etwa eine Stadt, die öffentliche Bauten wie Rathaus, Parlament, Universitäten oder auch Kirchen hervorhebt, die gemeinschaftlichen Werte der Verständigung, der gemeinsamen Verantwortung für die Gesellschaft, der Weiterentwicklung des Humanen oder des Bewusstseins des eigenen Verdankt-Seins. Städte, die von Hoch- oder Großbauten der Industrie oder der Finanzkonzerne dominiert sind, halten hingegen zeichenhaft vor Augen, wie zentral Geld, wirtschaftlicher Erfolg und die entsprechenden Institutionen sind.

Die urbanen Symbole für die prägenden Werte führen auch den Kirchen vor Augen, von wo her die Gewährleistung von Wohlstand oder Lebensentfaltung erwartet und wie gutes Leben oder gelingendes Menschsein gesehen wird. Auch die Verkündigung der Kirchen steht im Dienst der Ziele eines gelingenden Lebens. Der Blick auf die Städte fordert dazu heraus, nicht blind der öffentlichen Rhetorik zu vertrauen, sondern genau auf die scheinbaren Selbstverständlichkeiten zu blicken: Gilt Geld faktisch als Mittelpunkt der Welt, die Industrie als Sicherung des künftigen Wohlstandes, die Privatwirtschaft als Kern der Gesellschaft? Nur wer die faktischen Leitorientierungen kennt, kann sie mit bewährten Modellen gelungenen Menschseins und guter Gemeinschaftsgestaltung konfrontieren.

Die Kirche kann dadurch etwas Wichtiges beitragen: die Erinnerung und die Vergegenwärtigung der Fragen und Erfahrungen, was dem Leben und was der Gesellschaft gut tut. Dazu gehört unverzichtbar die Kritik, wenn selbstverständlich gewordene Orientierungen letztlich die Erwartungen nicht erfüllen können, weil sie ungerecht, ausbeuterisch, zerstörerisch wirken und dadurch Lebensentfaltung verhindern.

Soziale Brennpunkte

Städte spiegeln und fördern nicht nur gesellschaftliche Werte, sie betonen auch bestimmte Vorstellungen davon, was die Stadt ausmacht. Städte geben sich ein Image. Wenn Städte sich das Image von modern, kulturell innovativ, zukunftsgerichtet, wirtschaftlich aufstrebend usw. geben, dann richten sich viele Bestrebungen darauf aus. Vielfach mit Erfolg wurden und werden Städte gezielt verbessert und „Schandflecke“ in die Stadtentwicklung integriert. Ein derartiges Selbstbild, das in vielen Zusammenhängen als Anspruch und Ziel bemüht wird, hat oft einen aktivierenden Charakter. Indem sich beispielsweise eine Stadt als „weltoffen“ präsentieren will, hilft dieses Bild auch zu erkennen, wo entgegenlaufende Vorgänge und Einstellungen, wie Abschottungstendenzen oder Ängste vor Fremdem, am Werk sind. Man kann das sehen am Engagement unterschiedlichster gesellschaftlicher Gruppen, die an dieses Zielbild „Weltoffenheit“ erinnern und es einfordern.

Genau hier ist der entscheidende Punkt: Bei allem Bemühen um eine gute Entwicklung verweisen Städte, im Besonderen Großstädte, auf das Problem, dass es in modernen Gesellschaften und Lebensräumen – so offen und human sie sich auch verstehen wollen – Menschen, Bevölkerungsgruppen und Entwicklungen gibt, für die die Gemeinschaft „blind“ ist. Untragbare Bedingungen werden mitunter einfach in Kauf genommen oder versteckt.

Der Blick auf die Stadt kann lehren, die Hoffnungen, die Zuversicht und auch die Erfahrungen wahrzunehmen, die Städte dadurch bündeln, dass eine Gestaltung des Zusammenlebens und der guten Gestaltung der Zukunft gesucht wird. Städte verkörpern gewissermaßen eine Zusage aus Erfahrung heraus: Gemeinsames Leben kann gelingen, Strukturen können veränderten Verhältnissen angepasst werden, Engagement für eine lebenswerte Zukunft kann unterschiedlichste Menschen und Gruppen verbinden. In Städten zeigt sich konzentriert, wo das Mühen, Ringen und Beteiligen um das Gemeinsame festgemacht wird, wo es gelingt, aber auch, woran man scheitert.

Im Glauben an Gott, der zu Mitmenschlichkeit, Solidarisierung mit den am gesellschaftlichen Rand Stehenden und konsequentem Einsatz für Gerechtigkeit befreit, wird die „Weltoffenheit“ oder „Menschlichkeit“ einer Stadt an den „Unbedeutenden“, den „VerliererInnen“, den „Unbeachteten“ der Gesellschaft zu messen sein. Jene Vielen, die unsichtbar auf der Strecke bleiben – an ihnen hat sich letztlich zu bewähren, ob eine Stadt human, zukunftsgerichtet und innovativ ist.

So kann der Blick auf Städte helfen, über die konkrete Stadt hinaus gesellschaftliche Entwicklungen überhaupt erst gründlich wahrzunehmen und dann auch zu gestalten. Er schützt davor, in Städten ausschließlich nach moralischem Fehlverhalten oder ethischen Gefahren zu suchen oder sich von den leuchtenden Zeichen des Erfolgs und Wohlstandes blenden zu lassen. Vielmehr kann die Beschäftigung mit Städten die Aufmerksamkeit dafür vertiefen, wo in der Gesellschaft insgesamt Probleme liegen und wo faktische Verhältnisse Menschen in ihrer Würde verletzen und ungerecht sind.

Der eigene Auftrag

Somit sind in theologischer Sicht Städte – und nicht nur ländliche Gemeinden und christliche Familien – als Orte der Erfahrung Gottes wahrzunehmen. Was für die einzelnen Christinnen und Christen gilt, trifft auch auf die Institution und Gemeinschaft der Kirche zu: Woran wir glauben, zeigt sich in unserem Handeln. So wird Kirche und ihre Verkündigung heute nicht zuletzt darin erfahrbar, ob sie die Herausforderungen der Stadt als eigenen Auftrag erkennt. Hier den Glauben im Dienst an Mensch und Gesellschaft zu konkretisieren, ist eine Chance, um Kirche in der modernen Welt zu sein. Die Rede von Gott, die Verkündigung der Leben ermöglichenden Botschaft und das Engagement aus dem Glauben heraus dürfen daher der Lebensrealität in Städten nicht ausweichen. In welchen Situationen der Stadt begegnet uns Gott auf welche Weise? Wie kann durch uns Glaubende gerade auch in Städten Gott durchscheinen? Das sind Fragen, denen sich die Kirche immer wieder neu zu stellen hat.

Eine Herberge geben

Pietas

KNUT WENZEL
Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik

„Gehört man immer irgendwo dazu?“ So fragt in dem gerade erschienenen Roman Skip von Katharina Hacker Noam, ein Junge. Und es ist der Roman, nicht eine der in ihm auftretenden Figuren, der diese Frage beantwortet. Nun besteht ein Roman aus Worten, allein, er spricht nicht. Seine Antwort ergeht unausdrücklich, sie ergibt sich aus allem, was erzählt wird. Sie lautet: Nein. Niemand muss irgendwo dazu gehören, um zu sein, wer sie/er ist. Eine kontraintuitive Botschaft, sie scheint sich gegen unsere Gewohnheiten zu wenden. Wir fragen doch: Wie heißt du? Was ist dein Land, deine Sprache, dein Bekenntnis? Woher kommst du – dein Dorf, dein Kiez, dein Verein …? Jemand Unvertrautes taucht unvermittelt auf, und wir führen ihn zurück auf seine Herkunft. Das ist, weil wir selbst vergewisserungsbedürftig sind. Ein Fremder, der in unseren Kreis tritt, führt uns das vor Augen. Die Grenze unserer Gewissheiten – der andere Mensch, der in unser Leben tritt, trägt sie uns entgegen. Aber der da aus der Ferne kommt, ist uns doch zuinnerst nahe.

Der Gegenbegriff zu Heimat

„Wir ohne Heimat irren so verlassen / und sinnlos durch der Fremde Labyrinth“: So beginnt das Gedicht Heimatlos von Max Hermann-Neiße, 1938 ausgebürgert aus Nazi-Deutschland. Und es endet: „Die Eingebornen träumen vor den Toren / und wissen nicht, daß wir ihr Schatten sind.“ Das Heimatlose, das Irre, das Verlorene, das Sinnlose, das Fremde, das Labyrinth: In diesen irrlichternden Schatten taucht Heimat hier bloß noch auf. Es täuscht sich, wer allzu sehr zuhause sich wähnt. Sogar „die findigen Tiere merken es schon, / daß wir nicht sehr verläßlich zu Haus sind / in der gedeuteten Welt.“ (Rainer Maria Rilke, Erste Duineser Elegie) Wer nicht zuhause ist, ohne Heimat auskommt, sein Eingeborensein abgestriffen hat, sei es aus Not, sei es aus freien Stücken, braucht einen Unterstand dann und wann, ein Dach überm Kopf für eine Weile, einen Rastplatz für unterwegs. Mehr ist eine Herberge nicht. Es scheint so unaufwendig; eine Herberge geben heißt, flüchtig Flüchtlinge aufnehmen. Wer aber das macht, ist selbst nicht ganz daheim. In der Hierarchie der Habenden sind die Flüchtlinge nicht die Letzten der Letzten. Sie bringen etwas mit: die Heimatlosigkeit. Herberge – ist der Gegenbegriff zu Heimat.

Die Sesshaften sind so endlichkeitsgesättigt. Sie haben sich ihre Heimatlosigkeit abgewöhnt. Die Flüchtlinge führen ihnen die Ungesichertheit der eigenen Existenz vor Augen. Vielleicht steht ihre Aufnahme auch deswegen unter einem gewissen Zwiespalt. Die kulturellen Bedeutungsspeicher der Menschheit sind aber voller Wissen um eine humane Unbehaustheit. Insbesondere die Religionen halten in vielen Gestalten ein Wissen davon wach, dass der Menschen Heimat utopisch ist, nicht hier, nicht jetzt, immer woanders, oder wer wüsste schon für Himmel, Jenseits, Nirwana … anzugeben, wann und wo das ist? Diese Unbestimmbarkeit ist die wesentliche Bestimmung der „Zeit Gottes“, des „Aufenthalts des Heiligen“. Die frühen Christen verstanden sich als „Fremdlinge der Zerstreuung“, so spricht der Erste Petrusbrief seine Adressaten an und ähnlich der Erste Clemensbrief. 1Petr redet nicht eine spezifische Gemeinde an, sondern letztlich die Christenheit. Christen sind Fremde, aber sie sind in diese Fremdheit hinein erwählt.

Die Kombination von Differenz- und Erwählungsbewusstsein ist eine gefährliche Melange, die destruktive Religionsdynamiken entwickeln kann. Der Autor von 1Petr hat aber ein Leitthema, das er mit der Fremdheitsbestimmung verbindet: das einer vorbehaltlosen, großzügigen, stets geübten Gastfreundschaft. Das ist zunächst Gemeindetheologie und -ethik. Aber so wie der erwählende Gott einer und ein einziger ist, universal in seiner Macht, Sorge, Liebe, sind die auf seinen Willen zurückgeführten Einstellungen und Werte auch nicht regionalisierbar; auch sie haben, im Maß der Menschenwelt, universale Geltung. Auch die matthäische Gerichtspredigt Mt 25,31–46 ist Gemeindetheologie, doch ist ihr die Universalisierungsdynamik schon unmissverständlich eingeschrieben, das Gericht gilt allen Völkern; und so wird auch die Gastfreundschaft, die Gabe der Herberge, eine universale Haltung: „… ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen …“. Christus ist hier der Fremde, von dem schon Israels Ethik des Fremden festhält, dass dieser gelten solle „wie ein Einheimischer“; begründet wird diese Ethik durchgängig so: „denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen“; und wenn es auch noch heißt: „du sollst ihn lieben wie dich selbst“, wird das Gesetz Israels endgültig als ein Gesetz der Liebe sichtbar (Lev 19,33f).

Engelgesang, Zeichnung Elke Teuber-S.

Jesus, der Fern-Nahe

Jesus will Herberge nehmen bei mir. Sogar in mir: So sagt das die Mystik. Die Mystik ist die Sprache der VerInnerlichung des die ganze Welt umgreifenden Geschehens der Begegnung von Mensch und Gott – die eigentlich, vom Menschen her, ein Ringen, ein Drama, eine Ekstase, ein Schmerz ist, eine überströmende Leere, beglückende Trauer, seliges Vermissen, skeptische Freude … Gefühl im Ausnahmezustand, aber realistisch, in der Tiefendimension von Alltagserfahrungen. Unterhalb oder innerhalb des Regimes

der Selbstbeherrschung wütet das Gefühl. Das Wüten des Gefühls ist das Operationsgebiet der Mystik. Was immer in der Welt oder als Welt geschieht, hat eine inwendige Resonanz in der Sphäre des Gefühls. Oder im Herzen, in der Seele: Bevor sich der empirische Materialismus der Psyche bemächtigte und zuerst eine Mechanik, dann eine Strukturdynamik der Emotion nur noch erkennen mochte, fasste die Romantik das Gefühl als das Integral aller physischen, psychischen und kognitiven Wahrnehmungen des Spürens, des (im engeren Sinn) Fühlens und des Erkennens auf, in dem das wahrnehmende Subjekt als solches sich selbst präsent wird.

Bekannt ist die Definition von Religion als „Anschauung und Gefühl", als „Sinn und Geschmack für das Unendliche" aus der Erstauflage der Religionsschrift Friedrich Schleiermachers von 1799. „Herz" und „Seele", sie gelten als Sitz des Gefühls, werden von emphatischen Sprechweisen wie der Mystik oder der Poesie als semantisch aufgeladene Repräsentanten des „Ich" verwendet: jenes Worts, das wie sein Gegenüber im elliptisch aufgespannten Kosmos der Worte, das Wort „Gott", mehr kein Wort als ein Wort ist, bezeichnet es doch, im Wort, die Quellinstanz des gesprochenen Worts, so wie „Gott" den Ermöglichungshorizont des Worts, des Sprechens, des Bedeutens, bezeichnet.

In meiner Seele – in diesem Sinn der Intensitätseinheit von Welt-Wahrnehmung Selbst-Vollzug – will Jesus Wohnung nehmen (wie in einem Tempel; so Meister Eckhart in seiner Predigt *Intravit Iesus in templum*, vermutlich von 1326). Meine Seele, mich selbst will er zu seiner Herberge machen: So klingt dies in mystischer Diktion. Und ich – diese Seele, dieses Herz, dieses selbstbewusste Gefühl – glaube gar nicht, der angemessene Gastgeber in Jesu Herbergssuche sein zu können. Bin ich doch, zumal vor diesem Fremden, mir selber fremd, nicht zuhause bei mir. Aber womöglich ist meine Selbst-Fremdheit für Jesus kein Hindernis, sondern erleichtert sein Eintreten. Herberge: Ort in der Fremde, für Fremde, Ort außer aller Heimat, unheimlich vielleicht, wo aber in unausrechenbarer Weise sich Wege und Leben kreuzen können. Fremdheit *on equal terms* schafft Freiheitsräume; wo niemand jemanden oder von irgendwem etwas erwartet, kann alles eintreten.

Jesus ist der schlechthin Unerwartete. Das Bildwort vom Dieb in der Nacht (Mt 24,43f; 1Thess 5,2; 2Petr 3,10; Offb 16,15) sagt es denkbar drastisch, es hält fest, dass er der Fremde ist, fremd bleibt, auch wenn er in meiner Seele Herberge nimmt. Diese ungeheure Spannung von Intimität und Fremdheit – sie ist ungeheuer, weil sie mit einer Person verbunden ist und in dem einen Raum der Seele sich austrägt – hat wiederum in mystischer Sprech- oder Schreibweise Ausdruck gefunden: bei Marguerite Porète, die in ihrer Schrift „Spiegel der einfachen Seelen" von 1290 Jesus als den *Loin-Près* anspricht, den Fern-Nahen. Fremde ist kein Distanz-Phänomen; fremd ist Jesus, weil er zugleich unerreichbar und unmittelbar ist. Der Jesus der Marguerites Porète ist der Inbegriff des personalen Subjekts, das unbestimmbar und unmittelbar gegenwärtig ist.

Nimmt Jesus in mir Herberge, tritt er in mich ein, und ich weiß gar nicht, was das bedeuten soll, wie das vorstellbar, denkbar sein soll, bleibt er der sich-Eigene, der Fremde, an dem ich meiner Selbst-Fremdheit gewahr werde. „Ich" und „Subjekt" sind offensichtlich keine stabil-verfügbaren Identitätsmarker, sondern produktive Konstellationen der Nichtidentität. Denn es ist der Jesus, dessen Weltankunft versetzt, sogar noch jenseits des Fremdenorts der Herberge stattgefunden hat, in einer nächtlichen Szene, mutmaßlich am Rand oder außerhalb der Stadt, in deren Bedeutungsgenealogie er eingetragen werden sollte (Joseph, der diese repräsentieren soll, steht zugleich ein wenig außerhalb der Genealogie Jesu), stattdessen sein Geburtsort ungeborgen, offen auf die Nacht, den nächtlichen Himmel zu, statt einer Heimat: Maria, wie im Traum fängt der Himmel an zu sprechen, oder ist es ein Gesang, und wie im Traum richten sich die Worte, oder ist es ein Lied, ein Jubeln, an Andere, die keiner auf der Karte hatte: Nachtmenschen, ohne Obdach, bei den Tieren, nicht unter Menschen. Sie sind die Erstadressierten, an sie wenden die Himmlischen sich, sie kommen, sehen, verehren, verstehen nicht.

Ist es nicht diese traumhafte Szene seiner Ankunft, mit der Jesus Herberge nimmt in mir? Trägt er mir nicht diese Szene der Nicht-Identität ein? – Nicht Stadt, nicht Herberge, sondern Stall; Nacht, nicht Tag; Himmels-Offenheit statt Geborgenheit wenigstens des Gastzimmers; Hirten statt Honoratioren als Zeugen seiner Ankunft. Weihnachten ist, als Szene der Subjektwerdung, nicht Schlussstein einer Identitätsgeschichte, sondern Ausgangskonstellation einer Identifizierungsgeschichte. Diese Geschichte, sie muss stets erst noch geschrieben (gelebt) werden – auch wenn Jesus sie für den glaubenden Menschen schon vollendet hat, doch nicht als eine Geschichte, die selbst zu schreiben (zu leben) sich nun erübrigte, sondern dadurch erst möglich geworden ist: als die Geschichte einer seiner selbst nicht gewiss, nicht vertraut sein müssenden Seele, sie ist draußen bei den Hirten, wie diese der unendlichen Offenheit einer sternklaren Nacht ausgesetzt, durch die der Engel Gesang als Echo der absoluten Transzendenz Gottes erklingt, durch die Derselbe in der radikal endlichen Konkretheit eines neugeborenen Kinds sich aufsuchbar gemacht hat. Die Atmosphäre der Nacht, in der alles sich verflüssigt, ineinander strömt, erlaubt es, diese Identifizierungsgeschichte in eins als Geschichte der Seele, der Welt und Gottes zu lesen. Klingen diese Erzählströme zusammen, ist Weihnacht. Der windigste Stadl kann dann als Herberge dienen, je luftiger, substanzloser, desto besser.

Anzeige

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu: a.wambach@design-consultants.de

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

„Ich habe noch die Glocken meiner Heimatpfarrei im Ohr“

Ein Interview mit F.A.Z. Redakteur Daniel Deckers

A

Alumni berichten

GEORG: Herr Deckers, sind Sie eigentlich ein Stadtmensch?
Daniel Deckers: Ich bin in einer Großstadt geboren und wohne jetzt in einer Kleinstadt. Ich schätze das Leben in einer Kleinstadt sehr, aber ich verlasse sie auch jeden Tag. Ich verbringe einen Großteil meines Lebens in der Großstadt.

Sie wohnen in Limburg, arbeiten aber schon eine ganze Weile in Frankfurt. Was ist an dieser Stadt so speziell?
Ich muss gestehen: Ich bin mit dieser Stadt nie warm geworden. Ich gehöre zu den Zehntausenden, die jeden Tag knapp vor Arbeitsbeginn rein kommen und die Stadt nach der Arbeit relativ schnell wieder verlassen. Meine Abende in Frankfurt verbringe ich nur in Verbindung mit kulturellen Veranstaltungen …

Sind Sie deswegen nach Limburg gezogen?
Wir haben uns entschieden, als ich damals bei der FAZ angefangen habe, unsere Kinder in einer etwas geschützteren Atmosphäre aufwachsen zu lassen. Wir hatten damals zwei und die Dritte war unterwegs. Wir waren eine wachsende Familie. Wir wollten unseren Kindern nicht antun, was uns mitten in Köln in einem Mehrfamilienhaus passiert ist. Wir waren einfach viel zu laut, und es gab nur Stress mit den Nachbarn.

Wie würden Sie Stadt definieren?
So, dass auf relativ kleinem Raum relativ viele Lebensvollzüge gleichzeitig möglich sind. Ich muss mich nicht ins Auto setzen, um einzukaufen; ich muss nicht weite Wege auf mich nehmen, um Freunde zu treffen - also die Nähe, das Integriert-sein von vielen lebensweltlichen Zusammenhängen. Das macht für mich eine Stadt aus.

Und was ist mit den Schattenseiten der Stadt? Papst Franziskus benennt diese ja recht konkret, er fürchtet vor allem die Beziehungslosigkeit. Und Sie?
Franziskus ist der erste Papst - gerade in Kontrast zu Benedikt XVI. und Johannes Paul II. - der sein ganzes Leben in einer Großstadt verbracht hat. Wenn es einen Experten gibt, dann Franziskus. Er spricht natürlich in einer Weise über die Stadt, in der auch die ganzen Schattenseiten der Vermassung sichtbar werden. Er hat sich nie in den bürgerlichen, elitären Vierteln aufgehalten, auch nicht als Erzbischof von Buenos Aires. Er hat sich ganz gezielt in den Randbezirken der Stadt bewegt, wo die Gestrandeten dieser Welt aufgeschlagen sind. Ich habe selber fast ein Jahr in einer solchen Stadt, in Bogota gelebt. Ich weiß sehr gut, wovon er spricht. Und das ist etwas, das ihn prägt. Das sind die Räume, in denen er die Botschaft des Evangeliums zum Klingen bringen will. Da nützt es nichts, dogmatische Traktate zu rezitieren. Was er natürlich sieht, ist das Problem der immensen Verstädterung, ein Problem, das sich weltweit stellt.

Was sind in Ihren Augen die Chancen der Stadt?
Menschen, Dingen zu begegnen, denen man in kleinen, geschlossenen Einheiten sonst nicht über den Weg läuft. Das Überraschungsmoment in einer Stadt ist einfach unglaublich groß. Es gibt eine Kunst, sich in der Stadt zu bewegen, das Flanieren. Das sind alles Dinge, die ich sehr mag. Also, wenn ich in Städten bin, dann lasse ich mich aus Neugier heraus einfach so treiben.

Sie unterrichten an der Hochschule Geisenheim Geschichte des Weinbaus und des Weinhandels. Wenn ich an Weinberge denke, bin ich direkt auf dem Land.
Der Weinbau ist keine Frage von Stadt und Land, sondern von topographischen Bedingungen. Es gibt eine ganze Reihe von Städten, die vom Weinbau geprägt sind - Würzburg zum Beispiel. Weinbau ist etwas, das intensiv mit Stadtkultur zu tun hat, wenn man an die Ratskeller denkt.

Fotos Christian Trenk

Womit verbinden Sie Heimat?

Heimat, das sind Orte, Plätze, an denen ich ein Gefühl von Vertrautheit habe, wo ein Teil meiner Geschichte gespeichert ist. Mir geht es wirklich so am Rhein: Wir sind groß geworden mit drei Jungs in einer relativ kleinen Wohnung mitten in Köln und die einzige Möglichkeit, ein bisschen Auslauf zu haben, war unten an der Rheinpromenade. Wir waren fast jeden Tag, bei jedem Wetter unten am Rhein und konnten da mit Rollern fahren. Jedes Mal, wenn ich am Rhein bin, da habe ich das Gefühl, da bin ich zu Hause.

Am Main ist das nicht so?
Nein.

Warum?
Es gibt keinen Fluss, jedenfalls in unseren Breitengraden, der so viele Facetten hat und gleichzeitig so majestätisch dahinfließt, wie der Rhein. Das wildromantische Mittelrheintal, das domgesäumte Rheinhessen, dann der elegisch breite Niederrhein – das sind schon wunderbare Gegenden.

Sie haben lange Zeit in Köln gewohnt, da gehören Kirchen ja zum Stadtbild dazu. In Frankfurt ist das schon wieder ein bisschen anders. Was denken Sie, gehört die Kirche in die Stadt?
Es gibt gerade in der Geschichte der Theologie ganz unterschiedliche Konzepte, unter welchen Bedingungen sich ein Glaubensleben zu bewähren hat. Das Extremmodell ist das der Zisterzienser, die am Rand der Zivilisation ein autarkes Leben führen. Wobei es mit der Autarkie de facto nie weit her war. Aber allein bei der schieren Menge der Menschen, die in der Stadt leben, wo soll sich Glaube sonst bewähren, wenn nicht unter den Bedingungen von Stadt?

Hat das auch etwas mit Ihrem Heimatgefühl zu tun, die Fülle an Kirchen in der Stadt Köln?
Bis heute habe ich noch den Klang der Glocken meiner Heimatpfarrei im Ohr, morgens um halb sieben, abends um halb acht, das Angelus-Läuten. Das ist noch da, kann man sagen. Das ist der Rhythmus, den die Kirchen über Jahrhunderte auch dem ländlichen Raum gaben. Diese Zeitansage ist in Städten noch präsent.

Also Kirche hat noch ihren Platz in der Stadt?
Warum nicht? Die Frage ist, ob sie raumgreifend sein will, oder ob sie sich selber versteckt.

Sie haben auch eine Zeit im Kloster verbracht, unter anderem in Warburg. War das nicht Kontrastprogramm?
Das war für mich ein totales Kontrastprogramm. Ich habe die ersten achtzehn Jahre meines Lebens nie außerhalb von großen Städten gewohnt. Für mich war das eine Art Idylle pur. Warburg hat im Prinzip auch alles: Dieses Überschaubare, dass Deutschland dezentral organisiert ist – anders als Frankreich, wo es eine Stadt gibt, auf die alles zentriert ist – das ist etwas, was dieses Land einzigartig macht, in Europa, wenn nicht sogar in der Welt.

Auch Sankt Georgen ist ja Teil Ihrer Biografie. Denken Sie noch manchmal an Ihre Zeit dort?
Also, ich denke da sehr oft dran. Jetzt ganz aktuell wieder auch anlässlich des Todes meines Doktorvaters Philipp Schmitz. Es war rührend bei der Beerdigung in Köln: Da habe ich viele Professoren, bei denen ich vor 30 Jahren mein Promotionsstudium begonnen habe, wiedergesehen. Wir sind alle 30 Jahre älter geworden. Aber die Anregungen, die ich in Sankt Georgen bekommen habe, vor allem diese intensive Beschäftigung mit bestimmten Fragestellungen, und die intensive Begleitung, da können viele Absolventen von Sankt Georgen ein Lied ihrer Hochschule singen. Das hat mir unglaublich viele Horizonte eröffnet, da bin ich bis heute noch sehr, sehr dankbar für.

Ist Sankt Georgen eine kleine Insel in der Stadt?
Ja, ist es schon. Wenn ich über Theologie unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts nachdenke, dann kann man sich in zwei Richtungen bewegen. Die eine ist, dass es Rückzugsräume braucht, in denen es möglich ist, sehr intensiv Theologie zu betreiben, aber das sollte tunlichst die Ausnahme bleiben. Für mich hat Theologie ihren Ort auch an den staatlichen Hochschulen. Theologie muss sprachfähig werden, manchmal bleiben, aber eher werden.

Wohnt Gott in der Stadt?
Wo er wohnt? Ich zweifle daran, dass Gott überhaupt wohnt. - Gut jesuitisch müsste ich jetzt sagen, es kommt darauf an, Gott in allen Dingen zu finden. Was ich immer wieder für extrem wichtig halte, ist eine Präsenz nach Art des „Haus am Dom". Dies bedeutet, dass die Kirche bestimmte Räume besetzt, aber in einer Weise, dass sie einladend und offen ist. Dass sie sich als Plattform anbietet, die andere bespielen können. Ich glaube, das Bistum Limburg und die Kirche in Frankfurt, vielleicht sogar von Deutschland, wären sehr viel ärmer, wenn es dieses „Haus am Dom" nicht gäbe. In Berlin gibt es jetzt ähnliche Überlegungen. Wenn eine Kirche solche Chancen nicht wahrnimmt, dann schafft sie sich selber ab.

Die Fragen für die Redaktion stellte Isabella Henkenjohann.

Der Straße verbunden

Vierzig Jahre nach dem Studium in Sankt Georgen

CHRISTIAN HERWARTZ SJ

Das Ende meines Theologiestudiums in Sankt Georgen fiel 1975 mit dem Ende der 32. Generalkongregation des Jesuitenordens zusammen. Mit den Impulsen dieser Kongregation folgte der Orden nach dem Abbau einiger Verkrustungen durch die 31. Generalkongregation und nach vielen Neuaufbrüchen weltweit den Inspirationen des II. Vatikanischen Konzils. Dabei fand die Kurzformel „Einsatz für Glaube und Gerechtigkeit", ein Einsatz, der auch jeden Jesuiten auszeichnen soll, im deutschsprachigen Lebensraum wenig Resonanz. Uns fehlten Aufbrüche wie jene in der Christlichen Arbeiterjugend („sehen, urteilen, handeln"), bei den Arbeiterpriestern (vom „FÜR" zum „MIT"), in den Basisgemeinden (die Einheit aller Lebensbereiche) und vielen mehr.

Michael Walzer SJ lernte ich im Philosophiestudium kennen. Er setzte sich im engen Kontakt mit Taizé besonders für die deutsch-französische Versöhnung ein. Im Anschluss an die weltweiten Befreiungsbewegungen suchten wir beide regelmäßig Kontakte zu Arbeitern. In meiner Frankfurter Zeit entdeckte ich (donnerstags wartete ich morgens regelmäßig mit vielen anderen als Tagelöhner vor einer Frankfurter Umzugsfirma) ähnliche Aufbrüche in anderen europäischen Ländern.

Daraufhin brachen wir am Ende unseres Studiums nach Frankreich auf, fanden in Toulouse als Ungelernte Arbeit und in einer neuen Arbeiterpriesterkommunität Mitbrüder, mit denen wir die vielen neuen Erfahrungen hinterfragen durften. 1978 kehrten wir nach Deutschland zurück. Zu dritt suchten wir in Berlin Arbeit in verschiedenen Firmen der Elektroindustrie und gründeten eine neue Jesuitenkommunität in dem damals schon längst abgeschriebenen Stadtteil Kreuzberg.

Leben in Gegensätzen

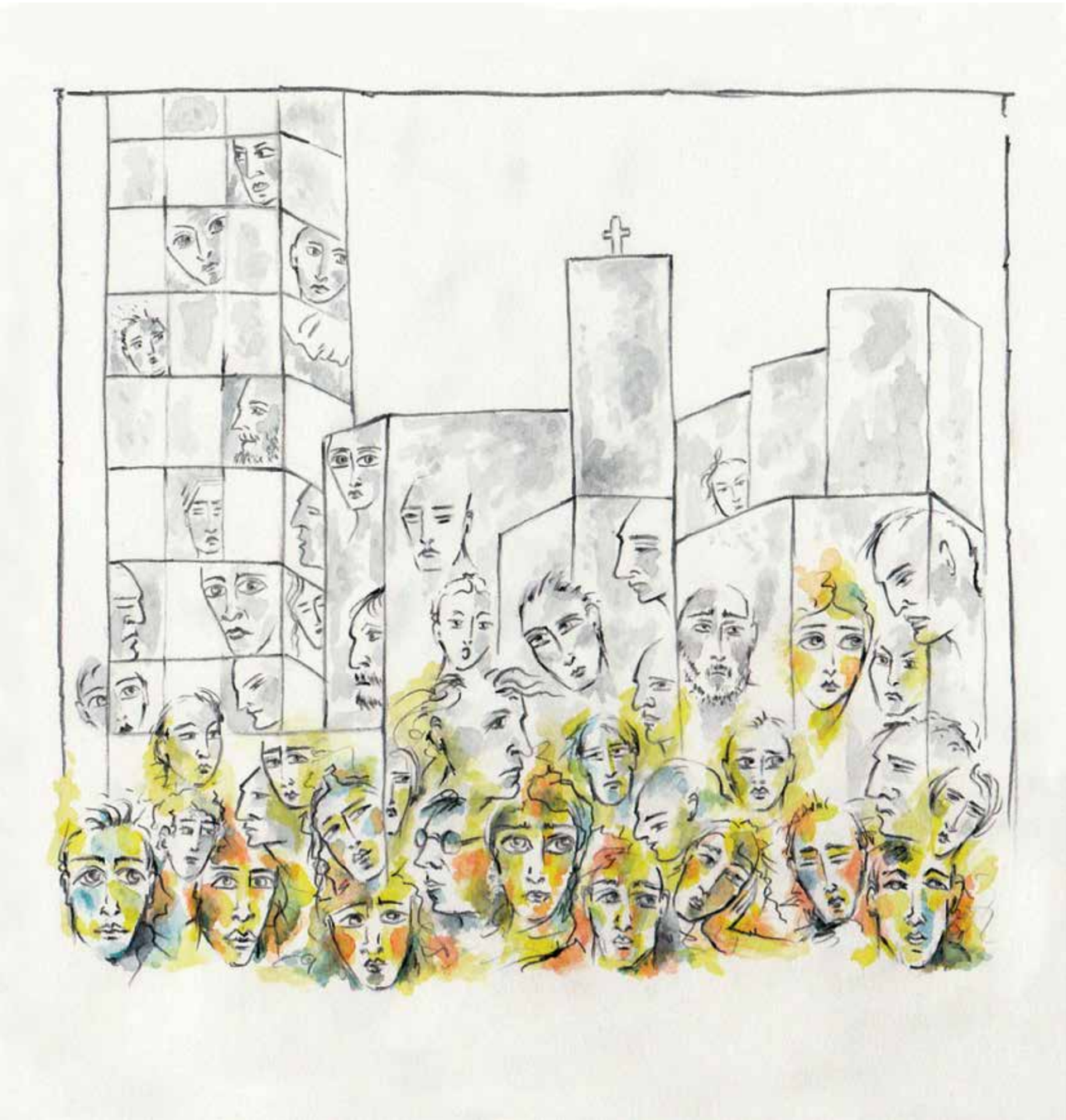
Blicke ich jetzt auf unser Grundanliegen zurück, so sehe ich: In den zurückliegenden 40 Jahren bemühten wir uns, Schritte der Menschwerdung in einer Welt zu gehen, die in vielfacher Weise in Gegensätzen lebt: Auf sie stießen wir täglich auf der Arbeit und im Stadtteil: Es waren politische, wirtschaftliche, geschlechtlich begründete, religiöse, nachkolonial rassistische und andere Gegensätze, die sich hinter vielerlei Privilegien versteckten und verstecken. In der Kommunität lebten wir zunehmend mit einer offenen Tür. Viele der Fragestellungen in unserer Umgebung wurden Teil unseres Lebens, wir wollten zuhören und uns darauf liebend und reflektierend einlassen.

Der Jesuit Christian Herwartz lebt im Geist der Arbeiterpriester und der ignatianischen Spiritualität seit 1984 in Berlin-Kreuzberg. Zusammen mit vielen anderen Mitbewohnern bilden sie die Kommunität „Naunystrasse".

Nach und nach blieben wir nicht beobachtend am Rande der Arbeitskämpfe und der Vertreibungen im Stadtteil stehen, sondern wurden Teil der Auseinandersetzungen. Wir erlebten die stärkende Kraft der Solidarität mit den Kollegen und Kolleginnen oder den Nachbarn. Ebenso setzten wir uns mit den vielen Menschen auseinander, die ihre Solidarität verweigerten, und auch mit all jenen, die in diesen Kämpfen gar nicht in den Blick kamen. Dazu gehörten mehr und mehr auch Flüchtlinge, mit denen wir in der Kommunität zusammen wohnten und deren Abschiebebedrohung uns besonders bei Mahnwachen vor der Abschiebehaft vor Augen geführt wurde. Diese Praxis sollte über Jahrzehnte zur ständigen Ermahnung werden, unseren Lebensstil als eine der Ursachen für die weltweite Vertreibung wahrzunehmen und zu hinterfragen. Wirtschaftskraft und eigene Arbeit bei uns basieren auf der menschenverachtenden Ausbeutung vieler Menschen weltweit. Wir gehen nicht fair mit ihren Bedürfnissen um. Dieses unsolidarische Verhalten hinterfragt auch unser solidarisches Bemühen im Stadtteil und am Arbeitsplatz.

Die Besuche bei den Ausgesonderten im Gefängnis wurden mit der Zeit immer wichtiger. Wir bekamen Kontakt mit politischen Gefangenen (und ich machte selbst kurze Erfahrungen als Gefangener), aber auch mit anderen Aussteigern wie Drogenabhängigen

„Wenn du am Bahnhof stehst / mit deinen Sorgen:
da zeigt die Stadt / dir asphaltglatt
im Menschentrichter / Millionen Gesichter“
Zeichnung Elke Teuber-S.



und mit vielen Obdachlosen. Ebenso waren bis zum Mauerfall 1989 die Kontakte über die Grenze nach Ost-Berlin und Polen und in die vielen ökumenisch verbundenen Gemeinschaften wichtig. Danach weiteten sich unsere Kontakte und wurden immer mehr zu interreligiösen Begegnungen, auch weil wir in unserer offenen Kommunität mit Menschen verschiedener Religionen zusammen lebten – gerade sind es fünf unterschiedliche Lebensausrichtungen: Christen, Muslime, Juden, Buddhisten und säkular Denkende. Wir laden mit einer interreligiösen Gruppe von Friedensbewegten aus verschiedenen Religionen jeden ersten Sonntag im Monat zu einem interreligiösen Gebet auf einem großen Platz in Berlin ein.

Später wurden wir durch die Offenlegung der sexuellen Übergriffe auf Jugendliche auch in den Schulen und Internaten des Ordens und der abermaligen Versuchung, ihn schweigend zu übergehen, herausgefordert. Doch wir fanden Mitstreiter und wehrten uns gegen diese Bemühungen öffentlich, auch wenn dieses Engagement wieder mit Ausgrenzungen verbunden war.

„Ich bin die Straße“

Die Kraft zum Weitergehen fand ich immer neu in den überraschenden Begegnungen mit dem Auferstandenen hier und jetzt und vor allem dort, wo ich alle Abschottungen fallen lassen musste, nämlich auf der Straße. Deshalb übersetze ich mir heute die Selbstaussage Jesu „Ich bin der Weg“ mit „Ich bin Straße“. Dadurch wurde ich erstaunt gewahr, dass Ignatius von Loyola die Exerzitien, von denen ich mich so zentral zur Lebensausrichtung auf Gott eingeladen fühle, in seiner Zeit als Obdachloser auf den Straßen von Manresa entdeckte. Von mir selbst lange unbemerkt, begann ich Menschen bei ihren Übungen im Offenen, auf der Straße zu begleiten, besonders nachdem ich wegen Betriebsschließung meine Arbeit Anfang 2000 verloren hatte. Über das Begleiten von Menschen bei den Exerzitien auf der Straße habe ich einige Male berichtet und ein kleines Exerzitienbuch geschrieben: „Brennende Gegenwart“.

Dabei blieben die Mahnwachen vor der Abschiebehaft für mich weiter wichtige Gottesdienste. Die anschließenden Besuche in der Haft bildeten wichtige Kontakte, die Realität in unserem Land nicht zu vergessen.

Als 2012 ein neues Abschiebegefängnis auf dem Flughafengelände Berlin-Schönefeld eröffnet wurde, wollte unsere Gruppe „Ordensleute gegen Ausgrenzung“ auch dort zu einer Mahnwache einladen. Sie wurde von der Flughafengesellschaft verboten. Diese erklärte das zum Flughafen gehörige Industriegebiet, das zu hundert Prozent in staatlichem Besitz ist, als privat. Ähnlich wie in der Industrie wurde ein Teil – hier sogar ein hoheitlicher Bereich – aus der Verantwortung des Besitzers ausgelagert. Nach drei Jahren Klage durch alle Instanzen gab mir der Bundesgerichtshof Recht: Das Industriegebiet ist öffentlich zugängliches Straßenland, auf dem Kundgebungen möglich sein müssen.

Hoffen für die Zukunft

Seit einiger Zeit träume ich von dem Christusfest 2017, dem 500. Jahrestag der Reformation, bei dem die Einheit unter uns Christen deutlich werden soll. Für mich wäre es ein Schritt auf alle religiösen Menschen hin, denen die wichtige Aufgabe in der Welt anvertraut ist, die Hoffnung auf die Befreiung von der Herrschaft der Geldmärkte und vieler anderer Fremdbestimmungen wach zu halten. Sie dürfen auf die Straße dieser Freiheit treten und beginnen diese Freiheit zu leben.

Nun steht nach 40 Jahren ein Generationswechsel in der kommunitären Mitverantwortung an. Der Orden hat sich entschieden, keine jüngeren Jesuiten nach Kreuzberg zu schicken. Andere werden hoffentlich diesen Platz der Begegnung, zu dem die Kommunität wurde, weiter führen. Die Tür zur Straße soll weiter offen bleiben, sodass Menschen mit ihren Fragen, mit ihren Freuden und Nöten eintreten können - ohne nach ihrer Herkunft gefragt zu werden. Dies geschieht besonders am Samstag beim offenen Frühstück.

Auch die Begleitung der Übenden soll an diesem Entstehungsort der Exerzitien auf der Straße weiter gehen. Die Kommunität hat in den vergangenen Jahren schon viele Etappen erlebt, Menschen aus mehr als 70 Nationen beherbergt, Menschen sind gestorben, Kinder wurden geboren. Die Zukunft wird weiter für Ungeplantes sorgen, damit die Kommunität der Straße verbunden bleibt.

Prof. Dr. Sievernich auf der Bischofssynode

Der Sekretär der Bischofssynode Kardinal Lorenzo Baldisseri hat Prof. Dr. Michael Sievernich SJ gebeten, als Pastoraltheologe die deutschsprachige Gruppe auf der Synode zu unterstützen. Die XIV. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode fand vom 4. bis zum 25. Oktober in Rom statt. Insgesamt waren zehn Jesuiten als Teilnehmer an der Synode vorgesehen, die über den kirchlichen Umgang mit Familie und gewandelten Familienbildern in der Welt von heute diskutierte. Sechs Jesuiten als Synodale, vier weitere Jesuiten waren spezielle Mitarbeiter: 1) Von Bischofskonferenzen gewählte Synodenväter: Erzbischof Joseph Atanga SJ von Bertoua/Kamerun; Bischof Henri Coudray SJ, Apostolischer Vikar in Mongo/Tschad; 2) Von der Ordensoberenvereinigung gewählte Synodenväter: P. Adolfo Nicolás Pachon SJ, Generaloberer der Gesellschaft Jesu; 3) Vom Papst ernannte Synodenväter: Bischof George Vance Murry SJ, Youngstown/USA; P. François-Xavier Dumortier SJ, Rektor der Päpstlichen Universität Gregoriana; P. Antonio Spadaro SJ, Direktor der Zeitschrift „La Civiltà Cattolica"; 4) Mitarbeiter eines Spezial-Sekretariats: P. Georges Henri Ruyssen SJ, Kirchenrechtsprofessor am Päpstlichen Ostkircheninstitut in Rom; 5) Mitglied des Generalsekretariats der Bischofssynode: P. Raffaele Lanzilli SJ; 6) Kommission für die Information: P. Federico Lombardi SJ (als Sprecher des Sekretärs): Direktor des Pressesaals des Hl. Stuhles; 7) Verantwortlich für die Weitergabe der Nachrichten: P. Bernd Hagenkord SJ, Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan.

P. Philipp Schmitz SJ †

Am 29. August ist nach längerer Krankheit Prof. Dr. Philipp Schmitz SJ verstorben, der zwischen 1975 und 1996 dem Professorenkollegium der Hochschule angehörte und in ihrer Lehre das Fach Moral vertreten hat.

P. Klaus Vechtel SJ erhält Karl-Rahner-Preis

Für seine Arbeit „Eschatologie und Freiheit. Zur Frage der postmortalen Vollendung in der Theologie Karl Rahners und Hans Urs von Balthasars" wurde Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ am 18. Mai 2015 in der Universität Innsbruck durch Mag. P. Markus Inama SJ der Karl-Rahner-Preis überreicht.

Dr. Thomas Meckel zum Professor ernannt

Der Generalobere der Gesellschaft Jesu, Prof. Dr. Adolfo Nicolás SJ, hat in seiner Eigenschaft als Großkanzler der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen mit Schreiben vom 13. August 2015 Herrn Dr. Thomas Meckel zum Professor für Kirchenrecht ernannt. Der Ernennung ging die Wahl zum Professor durch die Hochschulkonferenz am 30. Januar 2015 voraus.

Doctor of Philosophy (PhD)

Zum Wintersemester 2015/16 hat die Hochschule den zusätzlichen Promotionsstudiengang eines Doctor of Philosophy (PhD) eingeführt. Das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst hat am 20. März sein Einverständnis mit der vom Hochschulrat beschlossenen Ordnung erklärt. Am 23. Juli hat der Großkanzler der Hochschule, Prof. Dr. Adolfo Nicolás SJ, die Zustimmung zur Einführung dieses Studiengangs gegeben. Die PhD-Ordnung erweitert das Angebot der Hochschule im Bereich ihres Aufbaustudiums und tritt zum Lizenziat und zur Promotion in katholischer Theologie als weitere Abschlussmöglichkeit hinzu. Das PhD-Studium sieht ein strukturiertes Promotionsprogramm einschließlich einer Graduiertenschule vor. Der PhD ist in allen Fächern möglich, die von einem/r Professor/in an der Hochschule vertreten werden. Die Zulassungsvoraussetzung für den PhD ist das Studium in einem Studiengang oder in konsekutiven Studiengängen mit einer mindestens achtsemestrigen Gesamtregelstudienzeit oder der Abschluss eines postgradualen Studiengangs. Interessierte können sich an das Studentensekretariat wenden.

PD Dr. Melanie Peetz zur Professorin ernannt

Der Großkanzler der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen hat Frau PD Dr. Melanie Peetz zur Professorin für „Einleitung in die Heilige Schrift und Exegese des Alten Testaments" ernannt. Die Berufung erfolgte zum 6. Juli 2015. Die Antrittsvorlesung hat sie am 12. Oktober 2015 zum Thema: „Wütend und zornig, langmütig und barmherzig - die Rede von Gott in Psalm 78" gehalten.

Rhein-Main-Exegesetreffen

Am Samstag, 30. Mai 2015 hat in den Räumen der Hochschule das 133. Rhein-Main-Exegesetreffen stattgefunden, zu dem katholische und evangelische Alt- und Neutestamentler von Marburg bis Tübingen seit mehr als 40 Jahren dreimal jährlich zusammenkommen. Dr. Eckart Schmidt, Mainz referierte über „Wahlverwandtschaften: Historiographie, Literaturgeschichte und Jesusforschung im Zeitalter der Aufklärungshistorie ". Das Korreferat hielt Prof. Dr. Stefan Alkier, Frankfurt.

KOMMENDE VERANSTALTUNGEN

18.11.2015: Dies academicus zum Thema: „Ökologie nach Laudato Si'"

24.11.2015: Tag der Kirchenmusik

10.12.2015:
Kongress zum Religionsunterricht an berufsbildenden Schulen

6.12.2015: Adventskonzert

18.11. und 09.12.2015 sowie 20.01. und 03.02.2016:
Ringvorlesungen: „Christliches Abendland" oder pluralistische Identität. Beobachtungen zu Herkunft und Zukunft Europas.

27.01.2016:
Akademie zu Ehren des Hl. Thomas von Aquin

05.02.2016:
Abschiedsvorlesung Prof. Dr. T. Hainthaler

11.04.2016:
Antrittsvorlesung Prof. Dr. T. Meckel

Anzeige

Wenn es schön werden muss...

GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung
ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-65 24 83
Fax: 069-65 54 05

Unsere Kompetenz für ihre Gesundheit:

Susanne Jester
Raben Apotheke
Schweizer Str. 55 | 60594 Frankfurt/M.
Telefon: (069) 62 14 14 | Telefax: (069) 61 09 21 21
Öffnungszeiten: Mo-Fr: 08:00-19:00 Uhr, Sa: 08:30-14:00 Uhr

Susanne Jester
Hortus Apotheke
Offenbacher Landstraße 299 | 60599 Frankfurt/M.-Oberrad
Telefon: (069) 65 36 5 | Telefax: (069) 65 62 28
Öffnungszeiten:
Mo-Fr: 07:30-13:00 Uhr & 14:00-18:30 Uhr,
Sa: 08:30-13:00 Uhr

Zuhören | Beraten | Helfen

Der Nachrichtenjunkie

Pater Julian Halbeisen SJ ist neuer Subregens des Priesterseminars

Vorgestellt

CAROLIN BRUSKY
Magisterstudium Theologie
CORNELIA VON WRANGEL
Bachelorstudium Philosophie, Journalistin

Foto Esther Jünger

„Westfalen sind Dickschädel", sagt man. Pater Julian Halbeisen ist Westfale. Er wuchs in einem kleinen Ort bei Paderborn auf, seine Eltern waren dort gelandet, sie waren beide Berufsschullehrer, unterrichteten sogar in derselben Schule. Ihm rieten sie vom Lehrerberuf ab, das sei nichts für ihn, hätten sie gesagt. Ihr Sohn ist gehbehindert. „Ich habe eine Spastizität", sagt er gleich zu Beginn. Pater Halbeisen ist kein Dickschädel, er will nur Klarheit.

Die Behinderung zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben, er spricht immer wieder davon. Bei der Geburt im Jahr 1976 erlitt er einen Sauerstoffmangel. Seine Lehrer fand er richtig gut – und seine Schuldirektoren. „Die haben sich darauf eingelassen, mich in eine normale Schule aufzunehmen." Dass seine Eltern beide Lehrer waren, störte ihn auch nicht. Im Gegenteil, er genoss es, dass sie nachmittags Zeit für ihn hatten. „Davon habe ich profitiert." Profitiert hat er auch von den vielen Büchern eines Lehrerhaushalts.

Das Gymnasium Brede in Brakel war auch der Ort, an dem er kirchlich geprägt wurde. Es stand unter der Trägerschaft der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau. Es waren die Schwestern, die seine Begeisterung für Musik, Kunst und Religion weckten. Aber der Orden bekam Nachwuchsprobleme, das Erzbistum Paderborn übernahm die Schule.

Er sang im Schulchor; in der 12. Klasse führten sie Bachs Matthäuspassion auf. Davon schwärmt er noch heute. Seine Deutschlehrerin hat er auch nicht vergessen, die sagte: „Ich will Dich in der Theatergruppe haben." Selbst wäre er nicht auf die Idee gekommen, mitzuspielen. So wurde er der Famulus Wagner. Mehr als ein Jahr haben sie geprobt, den Faust drei Mal aufgeführt. Auch auf einer Freilichtbühne: „Das war der Höhepunkt." Am Famulus Wagner hat ihm besonders gefallen, dass er noch unerfahren ist.

Unerfahren war Pater Halbeisen damals auch. Deswegen fand er alles spannend: Literatur, Geschichte und Politik. „Ich war ein richtiger Nachrichtenjunkie". Und er ist es noch. Er engagierte sich früh in der Lokalpolitik, war im Ortsausschuss, wurde Mitglied der Jungen Union.

Bloß wusste er nicht, was er nach dem Abitur anfangen sollte. Sicher wusste er nur, was er nicht wollte: Mathe oder Physik studieren. Es siegte sein politisches Interesse, denn im Ortsausschuss wurden immer konkrete Rechtsfragen diskutiert, also entschied er sich für Jura. Aber er dachte auch an einen geistlichen Weg, weil ihn der Vortrag eines Benediktinerpaters beeindruckt hatte. Pfarrer werden – das konnte er sich allerdings nicht vorstellen. „Vor der Gemeinde stehen, wie soll das denn gehen?" Trotzdem schaute er sich das diözesane Priesterseminar in Paderborn an – und befand es für zu eng. „Das war mit dem jetzt-steht-mir-die-ganze-Welt-offen-Gefühl nach dem Abi nicht vereinbar." Für ihn stand fest: Wenn Priester, dann in einem Orden. Weil er „ganzheitliche Persönlichkeiten" kennengelernt hatte, die Schwestern und den Benediktinerpater.

Für einen geistlichen Weg direkt nach dem Abitur „war ich aber etwas spät dran". Gleichwohl fragte Pater Halbeisen 1996 einfach mal bei Orden an, auch bei den Jesuiten, was seinem Vater zu verdanken ist. Der hatte gesagt: „Wenn du dich schon informierst, dann bitte auch bei den Jesuiten." Also sprach er mit Pater Meures in Nürnberg, und sie stellten gemeinsam fest, dass es noch nicht passte.

1996 begann er Jura zu studieren. Er wählte einen Ort mit der größtmöglichen Distanz zu seiner Heimat, ging nach Konstanz am Bodensee. „Jetzt bist Du endlich mal weg von zu Hause", dachte er sich, um gleich so etwas wie Heimweh zu bekommen: „Wenn man allein ist, fehlt auf einmal vieles." Er wurde in der katholischen Hochschulgemeinde aktiv, an der er besonders schätzte, dass man nicht nur Juristen traf, den Glauben mit Studenten teilen konnte, die nicht so sehr – wie die Juristen – auf ihre Karriere fokussiert waren. Aber „richtig gebrannt" hat er für sein Studium nicht. Auch deswegen wurde 2003 nach dem Zweiten Staatsexamen die Frage nach seiner Priesterberufung wieder virulent, außerdem gab es Juristen wie Sand am Meer. Zu dem Zeitpunkt hatte er ein Referendariat am Landgericht Konstanz hinter sich und ein Praktikum bei einem Autozulieferer in Friedrichshafen mit arbeitsrechtlichem Schwerpunkt noch vor sich. Er sei „nicht hart genug", hätten sie ihm da gesagt, um Leute rauswerfen zu können, wegen seines katholischen Hintergrunds. Seine erste Stelle bekam er zufällig in einem Ministerium in Dresden – es war eine Schwangerschaftsvertretung. Die halbe Stelle ließ ihm Zeit, auch mal werktags in die Messe zu gehen und zu beten. Jetzt hielt er auch den Moment gekommen, sich für oder gegen seine Berufung zu entscheiden: „Sonst hätte ich entschieden, indem ich nichts entschieden hätte."

Er wandte sich wieder an die Benediktiner in Meschede und an die Jesuiten in Dresden. Bei den Benediktinern wurde er gefragt: „Als Novize musst Du Äpfel pflücken, kannst du auf der Leiter stehen?" Ihm

wäre lieber gewesen, sie hätten ihm direkt gesagt, dass er sich wegen seiner Behinderung nicht für sie eigne. „Ich trage meine Behinderung nicht wie eine Monstranz vor mir her“, sagt er. Aber er benennt sie vom ersten Moment an, um es anderen leichter zu machen.

Bei den Jesuiten war es ganz anders. Die sagten ihm, seine Behinderung mache ihn nicht aus. „Da schauen wir mal, wo Sie reinpassen.“ Diese Klarheit mochte er. Im April 2008 begann dann sein Noviziat. Der Absprung ins geistliche Leben fiel ihm schwer, aber er kündigte. Der Ordenseintritt, das war „wie ein Sprung vom Zehnmeterbrett“.

Für seine Eltern bedeutete die Entscheidung natürlich, dass sie keine Enkelkinder haben würden. „Eigentlich hat so ein Ordenseintritt auch etwas Egoistisches, sein eigenes Ding durchzuziehen.“ Vielleicht gebe es weniger Priesterberufungen heute, „weil viele Einzelkinder das Lebensprojekt ihrer Eltern sind und sie ihnen ein perfektes Leben geben wollen.“ „Spätestens nach der Priesterweihe“ waren sie aber stolz auf ihn – „Unser Sohn, der Kaplan in München“.

Im Noviziat ging es für ihn „hoch und runter“. Eines seiner Experimente (Praktika), die jeder Jesuit im Noviziat machen muss, war in der Pflege, sich also wie Ignatius von Loyola um Kranke zu kümmern. Das Wort „heftig“ beschreibt es für ihn: „Acht Stunden Stehen und harte körperliche Arbeit im Altenpflegeheim brachten mich an meine körperlichen Grenzen.“ Er war kurz davor zu gehen, machte noch die Exerzitien und blieb doch. Es folgte das Armutsexperiment auf einem Bauernhof bei Berlin, einer Einrichtung für Drogenabhängige. Der Leiter, ein brasilianischer Missionar, saß im Rollstuhl. Das stärkte ihn.

Die ersten Ordensgelübde legte er 2006 ab, verbrachte sein Scholastikat in München an der Hochschule für Philosophie. Nebenbei arbeitete er in der Abschiebehaft. Im Magisterium machte er erste praktische Erfahrungen in einem Jesuitenwerk: im Flüchtlingsdienst in Brüssel. Die politische Welt der EU so nah, das fand er faszinierend. In Brüssel arbeitete er zudem an einer Studie über die Auswirkungen von Abschiebehaft auf die Psyche von Flüchtlingen: „De facto reichen schon drei Monate, um einen Flüchtling fertig zu machen, selbst wenn die Haft nett gestaltet ist.“

2010 begann Pater Halbeisen sein Theologiestudium in London. Er wohnte in einer internationalen Kommunität, aß dort erstmals sein neues Lieblingsgericht: indisches Curry. Im Jahr 2013 fielen die Diakonenweihe und sein Studienabschluss in London zusammen, nach seiner Priesterweihe kam er dann nach München. Dort wurde er Kaplan in einem Pfarrverband.

Neben seinen neuen Aufgaben als Subregens in Sankt Georgen will er noch sein Lizentiat in Kirchenrecht in Leuwen machen. Vorgenommen hat sich Pater Halbeisen für seine Zeit als Subregens erst einmal kein großes Programm. Er selbst war nie in einem Priesterseminar, „da bin ich ein unbeschriebenes Blatt.“ Er spürt jedoch, „dass Priesterbildung in der gegenwärtigen Situation wichtig ist und dass wir Jesuiten dazu etwas beitragen können“. Außerdem hat er genaue Vorstellungen, welche Eigenschaften ein Priester für Deutschland heutzutage braucht: „Er muss eine Offenheit mitbringen für das, was er vorfindet.“ Und: „Er braucht eine Weite des Herzens und ein weites Verständnis von Katholizität. Denn man darf sich nicht gegenseitig das Katholischsein absprechen. Man muss zusammen Gemeinde sein und sein wollen.“

Was er mitgebracht hat, ist seine Musik. Künftig wird man vielleicht Reinhard Mey im Priesterseminar hören. Oder irische und schottische Folkmusik. „Mein Musikgeschmack ist eher krude“, sagt er. Aber er mag auch Bachkantaten. Und Krimis. „Am liebsten die Regionalen.“ Was ihm allerdings total abgeht, sind saure Gurken.

Wer ist der bewaffnete Mann?

Aufführung der *Mass for Peace* von Karl Jenkins in Sankt Georgen

HELMUT FÖLLER
Lektor für Kirchenmusik, Stimmbildung und Sprecherziehung

Man schreibt das Jahr 1453: Der türkische Sultan Mehmet II. hat soeben Konstantinopel, die letzte Bastion des christlich-byzantinischen Reiches, erobert. Etwa zur

gleichen Zeit komponiert Guillaume Dufay (1400-1470), einer der bedeutendsten Meister der frankoflämischen Schule, eine seiner bekanntesten Messen. Ihr zugrunde liegt die französische Chanson *l´homme armé* – Der bewaffnete Mann – eine Melodie, die in der Folgezeit von über 40 Komponisten als musikalisches Thema in Messkompositionen verwendet wurde. Der vollständige Text dieser Chanson lautet in der Übersetzung: „Den Mann in Waffen muss man fürchten. Überall hat man ausrufen lassen, dass jeder sich bewaffne mit einem eisernen Kettenhemd. Den Mann in Waffen muss man fürchten“. Die Forschung nimmt an, dass Dufay seine Messe für den Orden vom Goldenen Flies komponierte, einen Ritterorden, der auf Betreiben Philipps des Guten, des Herzogs von Burgund, das von den Türken eingenommene Konstantinopel wieder zurückerobern sollte – mit diesem Vorhaben scheiterte er allerdings kläglich. Wer ist der bewaffnete Mann?

Als aufschlussreich in diesem Zusammenhang erweist sich ein weiteres Chorstück des Komponisten über die gleiche Chanson, das – wie die Messe selbst – ebenfalls dem Orden vom Goldenen Flies – gewidmet ist. Die Besonderheit: in einer der Begleitstimmen ist von der doubte turcq die Rede, der türkischen Gefahr, einem willkommenen Feindbild zur „Abgrenzung“ der abendländisch-christlichen Tradition gegenüber der Bedrohung durch die „ungläubigen“ türkischen Machthaber.

Es ist das Jahr 1999: Als der englische Komponist Karl Jenkins kurz vor der Jahrtausendwende von den Royals Armouries – dem Britisch Königlichen Waffenmuseum – den Auftrag erhält, mit *The Armed Man* eine Friedensmesse (Mass for Peace) zu schreiben, besinnt er sich auf die jahrhundertealte Tradition der Messkompositionen über das Thema *l´homme armé*. Zwar markiert auch diesmal *l´homme armé* als musikalisch-inhaltliche Klammer Anfang und Schluss der Messe. Die Komposition fügt dem konventionellen Messordinarium jedoch zudem einen Mix verschiedenster musikalischer Traditionen und Stilismen sowie ergänzender Texte unterschiedlicher Provenienz hinzu. Neben Zitaten des Gregorianischen Chorals sowie einer Messe von Pierluigi da Palestrina vertont Jenkins Verse der englischen Barockdichter John Dryden, Jonathan Swift, des in Indien geborenen Kolonialdichters Rudyard Kipling, des Hiroshima-Zeugen

Toge Sankichi oder Auszüge aus dem indischen Volksepos Mahàbhàrata.

„When I started composing the The Armed Man, the tragedy of Kosovo unfolded. I was thus reminded daily of the horror of such conflict and so I dedicated this work to the victims of Kosovo" (Karl Jenkins). Die Mass for Peace ist in ihrem erschreckenden Bezug zu den Opfern des Kosovo-Krieges nicht nur ein höchst aktuelles, bewegendes Zeitdokument, sondern trifft mit ihrer erschütternden Botschaft mitten ins Herz. Nicht nur die politische Gemengelage von Serben und Albanern bildete die

kriegstreibenden Kräfte im Kosovo aus. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass auch das Aufeinandertreffen von sunnitischen Muslimen und Serbisch-Orthodoxen, dass also ebenso die Religionen entscheidenden Anteil daran hatten, dass sich das explosive Gemisch entzündete. Wer ist der bewaffnete Mann?

Allahu Akbar, Gott ist groß, La Ilaha illa Allah, es gibt keinen Gott außer Gott! Der Muezzinruf, schon zu Beginn - quasi „leitmotivisch" - in die Messe integriert, er provoziert, er ruft auf zum Gebet: vielleicht auch jene, die singend versammelt sind oder hörend der Stimme folgen.

Wir schreiben das Jahr 2015: Studentinnen und Studenten der Hochschule studieren als musikalisches Semesterabschlussprojekt

die Mass for Peace von Karl Jenkins ein. Es ist eine intensive Probenphase – für den Chor, für die Instrumentalisten, Solisten – und mich als dem technischen Koordinator und musikalischen Leiter. Wir erarbeiten das Stück und arbeiten uns daran ab: Die Ordinariumsteile der Messe wie auch die ergänzenden und aktualisierenden Texte aus unterschiedlichen Epochen und Kulturkreisen verlangen höchste Konzentration und Einsatzbereitschaft: alle Mitwirkenden sind hochmotiviert. Die von Jenkins in Musik übertragenen Texte lassen uns nicht in Ruhe, sie gehen mit uns, rütteln uns auf (mitunter auch zu später Stunde und im Schlaf), machen betroffen. Von Toge Sankichi stammt der Text Angry Flames. Er nimmt Bezug auf die Katastrophe von Hiroshima. Sankichi hat die Bombardierung miterlebt, er ist wenig später qualvoll an den Folgen gestorben. Das Stück *Torches* basiert auf Texten aus dem indischen Volksepos Mahàbhàrata und stellt dem menschlichen Leid die Agonie verbrennender Tiere gegenüber. Auch ein Gedicht von Guy Wilson, dem Master of the Armouries, hat Jenkins vertont: *Now the guns have stopped* – ein Klagegesang eines Überlebenden um seinen toten Freund. Schon während der Proben wird uns immer wieder bewusst, wie zeitnah der Text in dieser Kompilation spricht: noch immer keine Lösung im Ukraine-Konflikt, unüberschaubar die Lage in Syrien, wo ein Bürgerkrieg tobt, nicht enden wollende Flüchtlingsströme aus afrikanischen Ländern und Flüchtlinge aus dem Nahen Osten, denen an europäischen Grenzen die Einreise als Asylsuchende (gewaltsam) verwehrt wird. Moderne Kriege sind längst global geworden, sie machen nicht einmal vor unseren Kirchen, vor unserer Haustür halt. Wenn irgendwo Unfrieden ist, erleben wir das in unseren Wohnzimmern hautnah mit. Wer ist der bewaffnete Mann?

Inspiriert vom „hier und jetzt" des musikalischen Geschehens findet jeder Einzelne Antworten, die zwischen den Zeilen stehen, Töne, die noch zu finden sind und Klangräume eröffnen für das „Un – erhörte", Pausen, die keine sind - vor, zwischen und nach der Musik.

Ich hätte nicht damit gerechnet, dass die zugegebenermaßen hohe Brisanz des Stückes bereits im Vorfeld der Aufführung Befindlichkeiten und Fragen aufwerfen sollte: Darf, kann und soll man eine solche Komposition in der Seminarkirche erklingen lassen? Wäre die Hochschulaula der geeignetere Ort? Nach eingehender Abwägung und Beratung haben sich die Verantwortlichen für die Aula als Aufführungsort entschieden, im Nachhinein betrachtet sicher die richtige Entscheidung, um etwa dem Anspruch der spirituellen Universalität des Stückes über den Kirchenraum hinaus besser gerecht zu werden bzw. diesen stärker zu artikulieren. Die offensichtliche Intention des Komponisten, auch hier Grenzen zu überschreiten und Gräben zu überwinden, öffnet indes weitere Denkräume: zwischen den Zeiten, zwischen den Völkern und Kulturen, zwischen den Religionen, zwischen den Menschen untereinander.

Better is peace than always war, das hoffnungsvolle Schlussstück der Messe, bezieht sich auf die – in der Artussage – von Guinevere und Lancelot schwer errungene Einsicht, dass Frieden besser sei als Krieg. Dass der Friede unter den Menschen einer ständigen Bedrohung ausgesetzt ist und der „Mann in Waffen gefürchtet werden muss", besagt die alte Chanson *l´homme armé*. Dass der Mensch zu einem solchen Frieden aus sich heraus nicht imstande ist bzw. ihm ein solcher Friede einzig und allein glaubend und vertrauend zuteil wird, impliziert abschließend der weit ausschwingende Gesang über das „Glockenmotiv" *Ring out the darkness of the land, ring in the Christ, that is to be* – läutet

aus die Finsternis im Land und läutet ein den Christus künftger Zeit. Mit dem Bekenntnis zum Namen Jesus Christus und dem folgenden Choral-Zitat aus Offb 21,4 *God shall wipe away all tears* – Gott wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, noch Klage, keine Mühsal – steht das eigentliche Credo der Messe ganz am Ende, korreliert gewissermaßen mit dem Allahu Akbar und dem Glaubensbekenntnis des Muezzin am Anfang. Ob ein solcher interreligiöser und interkultureller Brückenschlag den Menschen Ekklēsía – im weitesten Sinn –

als Vision einer Gemeinschaft von Glaubenden herauszurufen (Ekklēsía = die Herausgerufene) vermag, liegt jenseits menschlichen Ermessens. Die Musik der Mass for Peace von Karl Jenkins spannt hierzu jedenfalls einen weiten Bogen auf, der solcher Hoffnung Ausdruck verleiht.

Vignetten Elke Teuber-S.

VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN

Bell, Andreas, Dr.
Philosophie der Sucht. Medizinethische Leitlinien
für den Umgang mit Abhängigkeitskranken
Wiesbaden: Springer VS
ISBN: 978-3-658-09146-0

Denger, Martin Johannes
Ohne Arbeit – ohne Sinn?
Zur seelsorglichen Begleitung arbeitsloser Männer
Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag 2015
(Glaubenskommunikation Reihe Zeitzeichen Bd. 35)
ISBN: 978-3-7867-3039-2

Klein, Hans Hubert
Sie waren versammelt.
Die Anfänge christlicher Versammlungen nach Apg 1-6
Münster: Aschendorff Verlag 2014
(Frankfurter Theologische Studien, Bd. 72)
ISBN: 978-3-402-16060-2

DISSERTATIONEN

Fachinger, Marc
„Sie sind doch schon fest intrigiert" katholische
Berufsschulreligionslehrer in kirchlichen
Lehr-Lernprozessen. Eine Spurensuche
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. Birgit Hoyer

Straßberger, Elisabeth
Über die Treue. Interdisziplinäre Nachforschung
zu einem zentralen Topos christlicher Verkündigung
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachterin: PD Dr. Birgit Hoyer

LIZENTIATSARBEITEN

Amowe, Peter Temitope
Simultaneity of Universal and Particular:
Walter Kasper and the Theology of the Local Church
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Cheravallil John, Titus
Moving towards a Common Understanding in Christology between the West Syrian Oriental Orthodox Churches and the Catholic Church. A Study based on the Ecumenical Dialogues between the Oriental Orthodox Churches in India and the Catholic Church
Erstgutachterin: Prof. Dr. Theresia Hainthaler
Zweitgutachter: Prof. Dr. Johannes Arnold

Dhedya Bamunoba, Dominique
„Tür" oder „Hirt". Eine textkritische Untersuchung zu
Joh 10,7c im Rahmen der Hirtenrede
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ

Okeke, Jude
The Social Dimension of the Eucharist and Its
Implications in the Present Day Nigeria
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Schaich, Felix
Newmans Theologie des Glaubens als Hinführung zu
einer Mystagogie in postsäkularer Zeit
Erstgutachter: Dr. Alexander Löffler SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

DIPLOMARBEITEN

Blasius, Susan, Dr.
Ärztlich assistierter Suizid
Rechtliche und ethische Aspekte
Erstgutachter: Prof. Dr. Josef Schuster SJ

Gilgenbach, Felician
Sola ratione?
Immanuel Kants Religionsphilosophie
aus katholischer-theologischer Sicht
Erstgutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

Grunwaldt, Peter
Wohlstand ohne Wachstum
Tim Jacksons Wohlstandskonzept im Kontext
umweltökonomischer Debatten
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Kayser, Thomas
Die Berufenen Jesu Christi
Zur Frage der Berufung im Präskript des Römerbriefs
Erstgutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ

Krallmann, Alexander
Geschlechterdifferenz in der Bibel und im Koran –
ein Vergleich anhand ausgewählter Schriftstellen
Erstgutachter: Prof. Dr. Josef Schuster SJ

Kronenberger, Lioba
„Wir glauben an den einen Gott..."
Ursprung und Rezeption des nicaeno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnisses
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Kronenberger, Rolf
Gewolltes Risiko in der Finanzwirtschaft
Eine Bewertung der Spekulation aus christlich-sozialethischer Sicht vor dem Hintergrund der Finanzkrise 2007
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Neumayer, Carmen
Die theologische Bedeutung der Arbeit:
Ein Vergleich zwischen dem arbeitstheologischen Ansatz
Marie-Dominique Chenus und Manfred Rohloffs
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Podrosa, Tamara
Religiöse Entwicklung – in Stufen oder in Mustern?
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling

Weber, Thorsten Wolfgang
Die Cathedra Petri in der Basilika St. Peter zu Rom
Symbol, Reliquie, Kunstwerk und Verehrung
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Zander, Christian
Eine Untersuchung der Frage:
„Beten Christen und Muslime zum selben Gott?"
Erstgutachter: Prof. Dr. Oliver Wiertz

MAGISTERARBEITEN

Wach, Benedikt
Über das Verhältnis göttlichen Gnadenhandelns
zur menschlichen Freiheit
Ein Kernproblem theologischer Anthropologie
im Wandel der Zeit
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

BACHELORARBEITEN

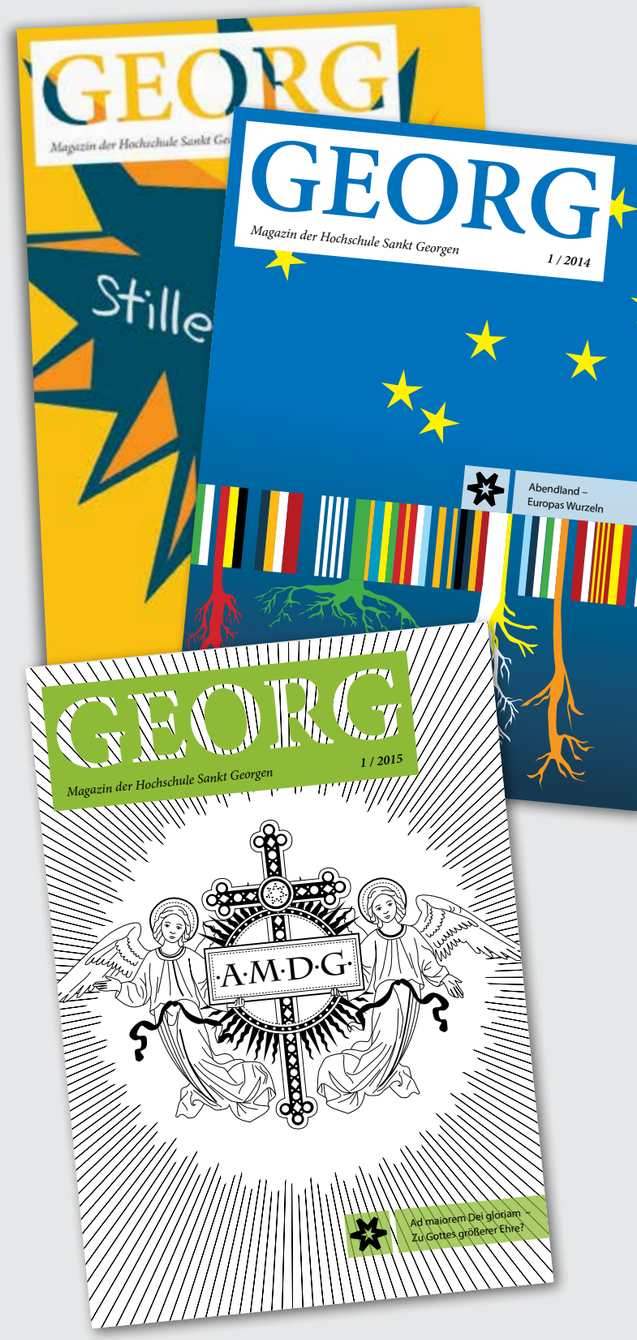
Diebold, Jonas Niklas Fabian
Freiheit leben im Spannungsverhältnis von
Selbstwerdung und Selbstbestimmung
Erstgutachter: Prof. Dr. Heinrich Watzka SJ

Hamadi, Toumi
Novalis - Subjektphilosophie im frühromantischen Diskurs
Erstgutachter: Dr. Thomas Hanke

Rosenwald, Alexander
Ethische Probleme des Hochfrequenzhandels
Erstgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Anzeige

Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!



Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

ISSN 2195-3430

Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen | Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de